Anekdoten
von
Friedrich dem Großen.

Aus
authentischen Quellen gesammelt
von
Dr. Franz Meyer.

Mit Bildern.

Zweites Heft.
Mit 3 Bildern.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1839.

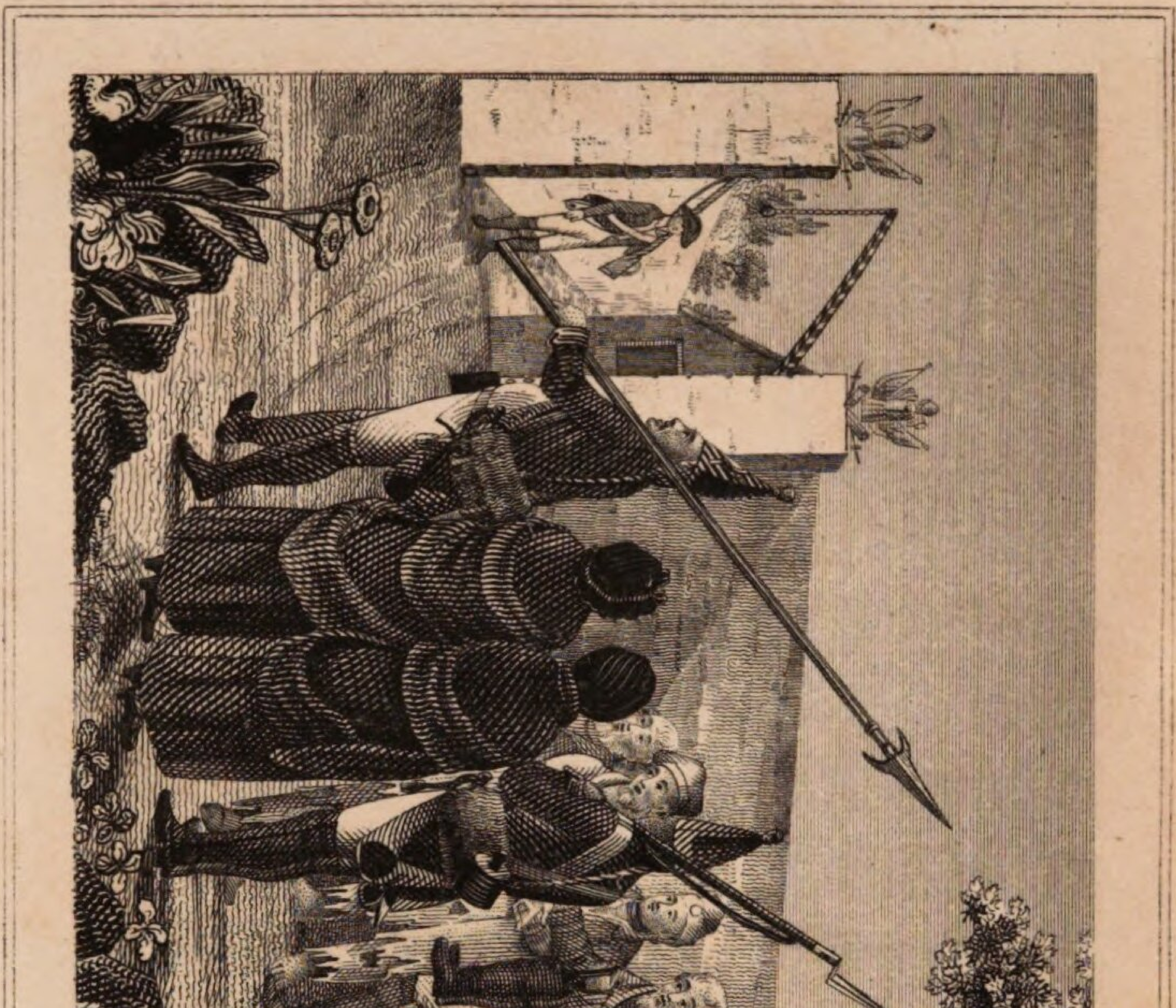
Anekdoten
von
Friedrich dem Großen.

Aus
authentischen Quellen gesammelt
von
Dr. Franz Meyer.

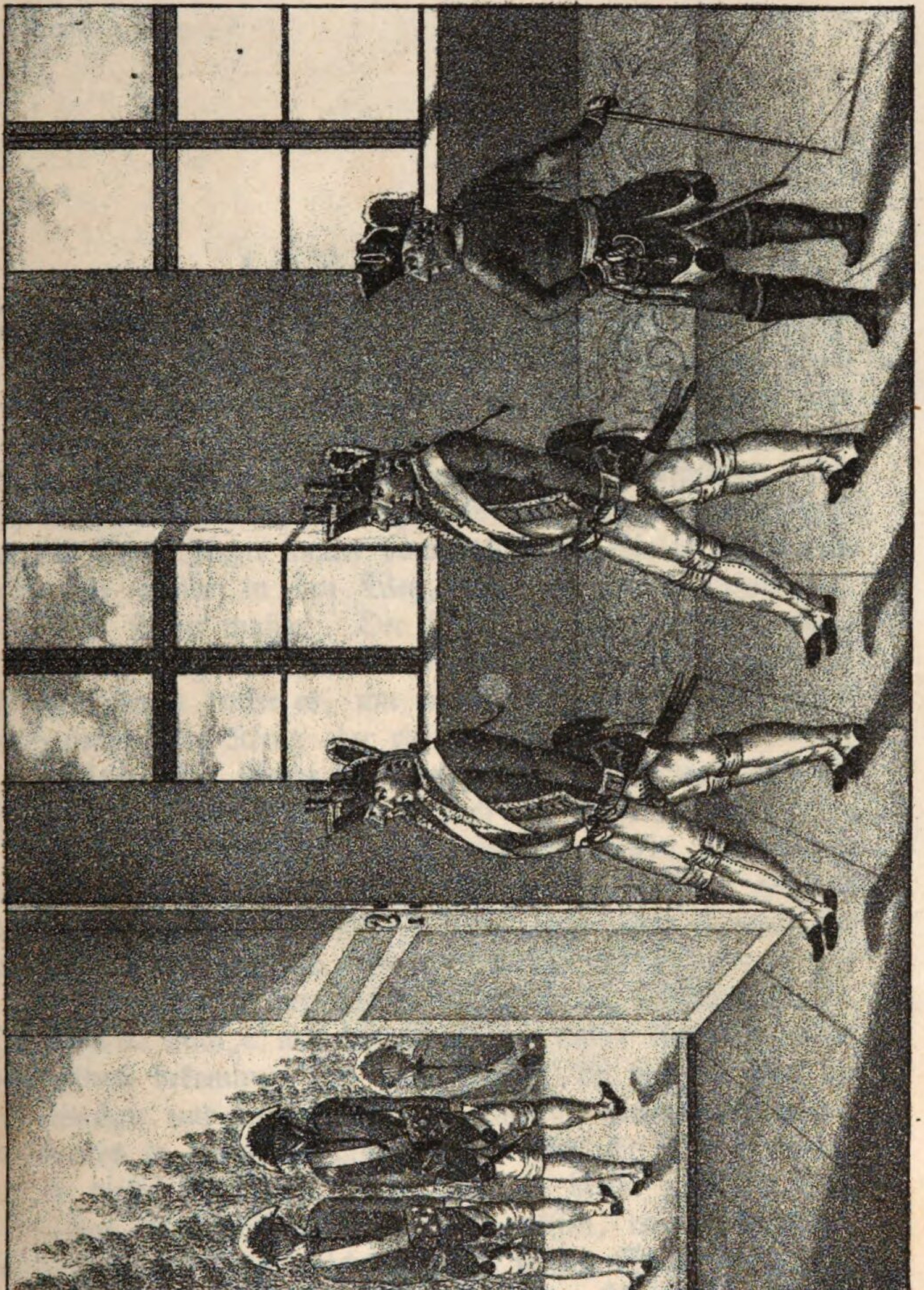
Mit Bildern.

Zweites Heft.
Mit 3 Bildern.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1839.



№ 2.



1. Der war tapfer!

In der Schlacht bei Lowositz, wo der rechte Flügel der preußischen Kavallerie einige Male zurückgetrieben wurde, kam gleich nach dem ersten Angriffe ein Garde dů Corps, über und über mit Blut bedeckt und ohne Hut, gerade auf den König, der mit seinem Gefolge auf einer kleinen Anhöhe hielt, losgesprengt. Unaufhörlich und erbittert zerarbeitete er sich, wieder umzukehren; aber das Pferd stürzte immer vorwärts weg. Einige Adjutanten ritten ihm gerade in den Weg, um das Pferd aufzuhalten, worauf es stehen mußte. Der Garde dů Corps war hierüber unwillig und sagte: »Ich werde mein Pferd wohl allein zu wenden wissen;« lenkte es, um wieder von neuem in den Feind einzuhauen. Der König aber rief ihm zu:

»Mein lieber Garde dů Corps, bleib' Er hier und lasse Er sich verbinden; Sein Pferd ist ja auch am Kopfe verwundet.«

»Ei! Ihro Majestät, mich wird der Teufel nicht holen, und die Schindmähre hat noch vier gesunde Füße.« Hiermit wollte er wieder fort. »Wart' Er nur noch einen Augenblick,« sagte der König, zog sein Schnupftuch aus der Tasche und gab es einem Adjutanten, der ihm den Kopf damit verbinden mußte. »Ich bedanke mich,« war des Garde dů Corps Antwort, »das Schnupftuch bekommen Sie nicht wieder, ich will es aber bezahlt machen und mich rächen.« Hiermit sprengte er wieder spornstreichs in den Feind hinein. Die Schlacht ward gewonnen und da dieser Garde dů Corps nicht in Reihe und Glied zu finden war, so wünschte der König zu wissen, wo er wohl sein Ende genommen haben möchte. Nach vielem Suchen fand man ihn endlich auf dem Schlachtfelde von vielen Hieben und Schüssen todt und in der rechten Hand sein abgeschossenes Pistol. Des Königs Tuch hatte er noch um dem Kopfe; neben ihm lagen zwei österreichische Kavalleristen, der eine war todt, der andere nur sehr verwundet. »Der Kerl,« rief letzterer den Ankommenden sogleich zu, und zeigte auf den Garde du Corps, »hatte den lebendigen Teufel! Hat er nicht mit seinem türkischen

Bunde immer blind hineingehauen, daß sich Keiner an ihn wagte als durch Schießen? Aber ein Schuß brachte ihn zum Fallen, worauf er noch diesen meinen Kamerad erschossen.« Der König betrachtete ihn gerührt und brach endlich in die Worte aus: »Der hätte eine Escadron verdient.«

2. Der selige Raucher.

Der König, der das Tabackrauchen nicht wohl leiden konnte, war dessenungeachtet bei solchen Gelegenheiten entweder sehr nachsichtig oder wohl gar scherzhaft. In den Winterquartieren zu Breslau bekam ein Garde dû Corps, der gern Taback rauchte, die Wache beim Könige. Er stand gerade von neun bis elf Uhr Abends vor des Königs Zimmer, und das Conzert, welches der König gehalten hatte, war bereits um zehn Uhr beendet. Er wollte sich sogern ein Pfeifchen stopfen, aber er war ungewiß, ob der König noch wach sei. Er fragte deßhalb einen durchgehenden Pagen: ob der König schon schlafe? Da ihm dieser die Frage mit Ja beantwortete, so ließ er sich eine lange irdene Pfeife holen, und setzte sich vor's Kamin auf einen der Polsterstühle recht fest. Hier schätzte er sich so recht glücklich, ohne die geringste Besorgniß, daß ihn etwas stören würde. — In dem Augenblicke aber öffneten sich die Flügelthüren, und der König wollte durch den Saal gehen. — Schnell setzte der erschrockene Garde dû Corps seine Pfeife an die marmorne Einfassung des Kamins und trat in die Höhe; aber unvorsichtiger Weise stieß er mit dem Degen an die Pfeife, daß sie umfiel und zerbrach. — Der König, der beim Durchgehen den Tabacksdampf sogleich empfand und das Klimpern der Pfeife hörte, sagte lächelnd:

»Das ist Recht, nun kann Er aus dem H...... rauchen!«

3. Der hatte nicht Zeit.

Auf einem Marsche in Böhmen mußte die Kavallerie durch einen Wald, dessen Landstraße sich allmählig zu einem hohlen Wege neigte.

Der König war auf der Anhöhe abgestiegen, hatte sich an einen Baum gelehnt, und wollte hier durch ein Fernglas die vorbeimarschirende Kavallerie in Augenschein nehmen.

Bei dieser Gelegenheit zwang unglücklicher Weise eine natürliche Nothwendigkeit einen Garde dû Corps von der Leib-Eskadron, noch vor dem hohlen Wege abzusteigen. Er verrichtete

sein Bedürfniß so schnell als möglich, und eilte alsdann seiner Eskadron nach. Wegen des mit vier Mann schon angefüllten engen Weges, mußte er die Anhöhe besteigen, wo er im vollen Galopiren dem Könige, den er wegen der dicht aneinander stehenden Bäume und bei seiner Eilfertigkeit nicht sehen konnte, zumal da er den Rücken desselben gegen sich hatte, mit dem Pferde dermaßen gegen die linke Schulter ritt, daß er bald umgefallen wäre. Der eilende Garde dů Corps jagte aber, ohne sich einmal nach dem Vorfalle umzusehen, immer weiter fort. Einer von des Königs Adjutanten war sogleich im Begriff, diesem groben Menschen nachzujagen, als ihn der König fragte: »Wo will Er hin?« — »Ich will den unvorsichtigen Garde dů Corps zurückholen, der Ew. Majestät so beleidigte,« war seine Antwort. Der König wurde verdrießlich und sagte: »Laß Er den Mann nur reiten, der hat nicht Zeit, hier Alles in Augenschein zu nehmen, er muß fort!« Der König nahm wieder mit der vorigen heitern Miene sein Glas, und beobachtete nach wie vor seine vorbeimarschirende Kavallerie.

4. Friedrichs Schmerz.

Da dem Könige das Absterben des jungen Prinzen Heinrich hinterbracht wurde, erschrak er so, daß ihm der Brief, den er eben von seiner Schwester, der Königin von Schweden, erhalten hatte, aus der Hand fiel. Dann stand er auf, ging einige Schritte und trocknete sich dabei die herabrollenden Thränen ab.

Einer von den hohen Officieren der Suite sagte zum Könige: »Ihro Majestät! ich bitte allerunterthänigst, beruhigen Sie sich über diesen großen Verlust, er war doch nicht zu hintertreiben!«

»Er hat Recht,« erwiederte der König, »aber Er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch diesen großen Verlust verursacht wird.«

»Ja! Ihro Majestät, ich fühle ihn,« sagte dieser sonst würdige Officier; »denn er war einer der hoffnungsvollsten Prinzen.«

»Er hat Unrecht,« war des Königs Antwort, »Er hat den Schmerz auf der Zunge und ich hier! (mit der Hand auf's Herz zeigend) Denn dieser Prinz war einer der besten Menschen.«

Bei diesen Worten stürzten häufige Thränen aus des

großen Monarchen Augen, daß er sie nicht länger verbergen konnte. Darauf wandte er sich weg und sagte:

»Ich will allein sein.«

5. Friedrichs Dank.

Wie gütig und herablassend sich der König gegen seine Soldaten bezeigte, und wie er sich ihre Liebe zu erwerben wußte, dies kann auch folgendes Beispiel bezeigen.

Bei Liegnitz waren die Preußen von zwei starken österreichischen Armeen gänzlich umringt, so daß fast alle Zufuhr abgeschnitten wurde. Des Königs Gewohnheit war: alle Morgen und Abende recognosciren zu reiten. Eines Abends, da er wieder austritt und wie gewöhnlich durch die Eskadronsgasse der Garde dû Corps kam, und viele von denselben da standen, sagte er:

»Gute Nacht, Garde dû Corps!«

Ein alter von demselben antwortete: »Gute Nacht! Ihro Majestät, wann werden Sie mal von Ihrem Patrouilliren-Reiten abgelös't werden?«

»Sobald wir werden geschlagen haben!« erwiederte der König.

»Nun so machen Sie, Ihro Majestät,« sagte der Garde dû Corps, »daß wir bald wieder, statt des Zwiebacks, Brod erhalten. Ich stehe, meiner Seele, meinen Mann.«

Wirklich war es auch die letzte Nacht, denn noch vor Anbruch des Tages griff der König den Feind an und schlug ihn.

Den dritten Tag darauf kam der König die Fronte herauf geritten, und dieser Garde dû Corps hatte einen leichten Hieb über den Backen erhalten, worauf noch das Pflaster lag. Er sagte zum Könige: »Sehen Sie, Ihro Majestät, nun haben wir wieder Brod statt Zwieback.«

»Und Du auch eine Blessur dazu!« antwortete der König, griff nach seinem Hute und sagte: »ich bedanke mich, daß Du Deinen Mann so gut gestanden hast!«

Durch solche Mittel war es diesem großen Monarchen leicht, die Liebe und den Muth seiner Krieger auf das Höchste zu bringen.

6. Der Artillerist.

Die reitende Artillerie war bei verschiedenen Gelegenheiten bei der Kavallerie sehr brauchbar, und die Kanone, welche unter

andern fast beständig auf dem rechten Flügel war, wurde gemeiniglich der Schimmel genannt (weil die Pferde, die sie zogen, Schimmel waren). Man hatte, wegen der Geschicklichkeit des dabei befindlichen Artilleristen, so viel Zutrauen zu derselben gefaßt, daß öfters bei günstiger Gelegenheit gesagt wurde: »Hier fehlt nur der Schimmel!«

Einst ereignete es sich auf dem Marsche, daß die österreichische Armee dem Könige zur Rechten sehr nahe marschirte, und dieserhalb die Seitenpatrouillen öfters nahe beisammen waren. Von beiden Seiten ward Halt gemacht, und Jedermann glaubte, daß es zum Angriffe kommen würde. Gerade gegen den rechten Flügel zog ein feindlicher Officier seine Seitenpatrouillen zusammen, und ein Artillerist wollte schon Feuer auf sie geben, da sein Officier rief: »Halt! der König kommt!« Der Monarch fragte: »Warum ist die Kanone abgeprotzt?« Der Artillerist antwortete: »Ihro Majestät, ich will dem österreichischen Windbeutel eins versetzen!« Der König lachte und erwiederte: »Mein Sohn, laß Du ihn nur leben!« — »So?« sagte der Artillerist, »aber wenn sie uns eins geben, dann ist es wohl Recht?« — »Nun, wenn Du es meinst, so gieb du ihm was,« war des Königs Antwort. Darauf richtete dieser seine Kanone, und kaum hielt der feindliche Officier, vom Regiment Carl Palfy, vor seiner Fronte still, so gab der Artillerist Feuer, und war so glücklich, den Officier sogleich vom Pferde zu schießen. Der Artillerist fragte den König, welcher dies durch sein Fernglas beobachtet hatte: »Gelt, Ihro Majestät, den hab' ich gefaßt?« — »Ja!« war des Königs Antwort, »aber Du hast den armen Teufel zu früh in die andere Welt geschickt.« — »Zu früh hin, zu früh her,« sagte der Artillerist, »deßhalb bin ich da!«

Hierauf ritt der König weg und sagte: »Adieu, Herr Lieutenant.« Den folgenden Tag erhielt er ein Geschenk zur völligen Equipage.

7. Das seltsame Essen.

An einem schönen Sommertage machten sich einige Kavalleristen aus dem Lager und gingen in einen kleinen Wald, der in der Nähe lag, um da ganz ungestört zu spielen. Sie breiteten einen Mantel auf die Erde, jeder holte sein Geld hervor, und nun fingen sie an zu würfeln.

Gegen Abend fiel es dem Könige ein, mit dem Prinzen

Moritz einen Spaziergang zu machen, und er ging ohne weitere Begleitung nach eben diesem Walde. Beim Eintritt wurden sie diese Kavalleristen in einiger Entfernung gewahr. Der König ging auf sie los, worauf die erschrockenen Spieler den Mantel sogleich über Geld und Würfel warfen und aufstanden.

»Was macht Ihr hier?« fragte der König. Die Kavalleristen antworteten in der Bestürzung: »Ihro Majestät! wir essen.«

»So!« erwiederte der König, und schlug den Mantel auf, »ich verlange nur die Löffel, das Essen will ich Euch lassen.«

Hierauf ging der König mit dem Prinzen wieder zurück und ließ die Spieler ungestraft nach ihrem Quartier gehen.

8. Der bestrafte Schurke.

Während der Zorndorfer Schlacht sah der König, der in einer kleinen Entfernung davon hielt, daß ein Kosacke links aus dem Walde auf einen Flankeur von der Garde dû Corps angesprengt kam und ihm die Pike von hinten in den Leib stieß, so daß sie im Augenblick zerbrach.

»Das ist zwar ein gewandter Soldat,« sagte der König, »aber ein Schurke, da er von hinten kommt.«

»Ihro Majestät!« sagte ein Officier aus dem Gefolge des Generals von Seidlitz, der gerade beim Könige war, »ist es erlaubt, so hole ich den Kosacken.«

»Meinetwegen,« entgegnete der König.

Pfeilschnell war dieser von der Seite des Königs, um dem Kosacken unvermuthet vorzubeugen, welches er auch glücklich erreichte. Der Kosacke sah kein anderes Mittel, als die Flucht, und kam der Gegend, wo der König hielt, immer näher. Nun hatte ihn der Officier zum Schuß und schoß ihn mit der Pistole zwischen die Schultern, daß er sogleich vom Pferde fiel. Der Officier ließ hierauf sein Pferd laufen, nahm das des Kosacken, und kam damit langsam zum Könige geritten, dessen erste Frage war:

»Warum hat Er getauscht?«

»Ihro Majestät, meins taugt den Teufel nichts.«

»Und dieses noch weniger,« war des Königs Antwort. »Hier nehme Er sich von meinen Handpferden den Braunen.«

Es war ein schöner Engländer mit Sattel und Zeug, welchen ihm der General von Seidlitz sehr gut bezahlte.

Am andern Morgen schickte ihm der König auch den Orden pour le mérite.

9. Wie man die Töchter an den Mann bringt.

Der König brachte die Karnevalszeit immer in Berlin zu. Hier pflegte er sich denn auch zuweilen mit den Gelehrten zu unterhalten. Einem von diesen hatte er eine Amtswohnung angewiesen, die er aber nicht bezog. Der König schien dies übel zu nehmen und machte dem Hofrath *** deßhalb Vorwürfe. Dieser aber entschuldigte sich und sagte: die Amtswohnung sei zu klein und seine Familie sehr groß. »Ich habe gehört, Er hat große Töchter,« fuhr der König fort, »die muß Er an Männer zu bringen suchen. Führ' Er sie nur auf Bälle, in Redouten, Concerte und Komödien, und laß Er sie nur hübsch große Federbüsche und Blumen auf den Kopf stecken, dann werden sie schon Liebhaber finden.« — »Für solche Schwiegersöhne dank' ich,« antwortete der Gelehrte mit vieler Freimüthigkeit. Der König entließ ihn mit den Worten: »Ich werde Ihm einen großen Palast müssen bauen lassen.« Nach einiger Zeit ließ ihn der König wieder zu sich kommen, und schenkte ihm die sonstige Gnade wieder.

10. Wem die erste Tasse gebührt.

Der König hatte einen Pagen, dem er öfters geheime Aufträge gab. In aller Frühe kam dieser dann gewöhnlich ins Zimmer des Monarchen und legte von seinen Geschäften Rechenschaft ab, wobei sich der König mit ihm freundschaftlich unterhielt. Einmal befahl er sogar, zwei Portionen Chokolate zu bringen, die eine für ihn, die andere für den Pagen. Der Kammerhusar brachte sie, schenkte ein und präsentirte dem Könige die erste Tasse. Der König war gerade sehr vergnügt, nahm die erste Tasse nicht an, sondern sagte zum Kammerhusaren: »Du hast gar keine Lebensart. Der Herr da (auf den Pagen zeigend), ist ja ein Fremder, und ich bin Wirth. Den Gästen, sollt' ich denken, präsentirte man zuerst.« — So herablassend war der große Friedrich, der gegen seine Hausbedienten gern den König vergaß, und sie sehr oft mehr wie Vater und Freund, denn als ein strenger Gebieter behandelte.

11. Die beiden Empfohlenen.

Eine fremde Fürstin empfahl dem Monarchen zwei Subjekte mit folgendem Schreiben: »Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Majestät zwei Subjekte von einer sehr seltenen Gattung zu empfehlen. Der eine ist ein junger Philosoph, der von Natur flatterhaft war, den aber Fleiß, Ueberlegung und besonders Unglücksfälle vernünftig gemacht haben. Der andere ist ein gesetzter Mann, die Redlichkeit selbst, außerordentlich kalt, und abgemessen in seinen Handlungen, klug, ehrwürdig in jedem Betracht. Er lebt einsam aus Neigung, und zerstreut sich aus Pflicht. Kurz, er ist einer von den seltenen Menschen, an die man sich gewöhnlich wendet, wenn man Raths bedarf.« Der König antwortete auf diese weitläufige Empfehlung ganz kurz.

Madame!

Der erste von diesen seltenen Männern braucht mich nicht, und den andern brauche ich nicht. Ich bin u. s. w.

Friedrich.

12. Der Bauer.

Beim Einmarsch in Böhmen bestimmte der König sein Quartier bei einem Bauer in einem Dorfe nahe an der sächsischen Grenze. Es wurde deßhalb das Nöthige vorangeschickt, und die Bedienten des Monarchen kündigten dem Bauer an, daß der König von Preußen diese Nacht in seiner Stube essen und schlafen würde.

Der Bauer stellt sich sogleich in seine Thüre, um die Pracht und die solenne Ankunft desselben so recht in Augenschein zu nehmen. Er geht nicht von der Stelle und sieht am Ende einen Mann, in einen blauen Mantel gehüllt und von zwei Officieren begleitet, vor der Thür absteigen. Der Bauer fragt diesen Mann, ob er auch zu des Königs Leuten gehöre und bedeutet ihm dabei, daß er sich in diesem Falle zum Nachbar verfügen müsse.

»Ich bin nicht von den Bedienten des Königs,« war die Antwort des Ankommenden, welches Niemand anders als der Monarch selbst war, »aber Er hat mich zu Tische genöthigt.«

»Nun Herr! dann ist's gut, gehe Er so lange in diese Kammer, und bürste Er sich die Stiefeln ab.« Hierauf kamen verschiedene Generale und Adjutanten, die ihm ihre schuldige Unterthänigkeit bezeigten. Der Bauer stutzte, wußte nicht woran

er war, und trat erschrocken in einen Winkel. Dies bemerkte der König und sagte:

»Bleib' doch so lange hier, bis der König kommt.«

Der Bauer grinzte: »Ich sehe wohl,« hob er endlich an, »Sie wollen mich zum Narren haben. Der Herr ist wohl gar der König selbst.« Der König lachte und ging darauf mit einigen Generalen nach der Stube.

Der Bauer kroch nun aus seinem Winkel hervor, blieb bei einem Kopfschütteln und sagte endlich, nachdem er sich wieder erholt hatte, zu einem Lakaien des Königs: »Der König von Preußen geht auch gar zu schlecht! Der drückt seine Bauern gewiß nicht.«

13. Gefallen.

Der Oberst von Schwerin sprengte dem Könige entgegen, um seine Befehle zu empfangen, hatte aber das Unglück, beim Uebersetzen über einen Graben, zu stürzen. Das Pferd blieb stehen und der Oberste setzte sich sogleich wieder darauf und galopirte dessenungeachtet dem Könige entgegen. Sobald er an den König heran kam, sagte dieser zu ihm:

»Er ist gefallen.«

»Ja! Doch nicht aus Ihro Majestät Gnade?«

»Nein!« war des Königs Antwort, welchem dieser Einfall gefiel, »nur aus dem Sattel in den Sand.«

14. Die Zeitungen.

Ein Königlicher Lakai saß im Vorzimmer des Königs und las ganz ruhig die Zeitungen. Auf einmal kam der König heraus, und fragte sogleich:

»Was hast Du da?«

»Ihro Majestät, ich lese die Zeitungen,« erwiederte der Lakai. Der König sagte hierauf:

»Pfui! schäme Dich, dergleichen zu lesen. Das sind lauter Lügen.«

Der Lakai antwortete in seiner Unschuld:

»Ihro Majestät aber lassen sich doch zum öftern diese Lügen vorlesen.«

»Ja, Du hast Recht,« erwiederte der König, indem er lächelnd wegging, »aber ich bin dergleichen schon gewohnt!«

15. Der Werber unsers Herrn Gottes.

Bei der Leuthner Schlacht wurde ein gewisser Staabsofficier durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet. Der König, der dessen Verwundung gleich nachher erfuhr, befahl, daß man die größte Sorgfalt für seine Erhaltung anwenden sollte; welches auch auf das pünktlichste, doch ohne guten Erfolg beobachtet wurde. Den Tag vor des Officiers Tode kam eben der Feldprediger von demselben Regiment vom Besuch dieses Patienten. Da der König geritten kam, um diesen würdigen Officier zu besuchen, so sah der König den Feldprediger an der Thür des Hauses und sagte:

»Nun, sieht es nicht gut aus, da kommt unsers Herrn Gottes sein Werber.«

Da der König mit diesen Worten vom Pferde stieg, wandte er sich zu dem Feldprediger und fragte ihn:

»Was macht der ꝛc. —?«

»Ihro Majestät!« sagte der Feldprediger, »er hat sich sehr gut zu Gott gewandt.«

»Das hab' ich gleich gemerkt!« war die Antwort des Königs, »unser Herr Gott ist in diesem Falle glücklicher wie ich, er bekommt und ich verliere einen guten, braven Officier.«

16. Das Sterben.

Unter dem ersten Bataillon Garde bei der Leibkompagnie hatte der König einen außerordentlich schönen, wohlgebauten und großen Mann, der sich auch dabei sehr gut aufführte. Er hieß Cassensson, und der König war ihm vorzüglich gnädig. Dieser wurde sehr krank. Der König befahl dem Regimentsfeldscheer Engel, alle mögliche Sorgfalt für seine Wiederherstellung zu tragen. An einem stark regnichten Tage, mußte auf dem Saale des Schlosses Geldparade gemacht werden, und da der König eben mit dem Rangiren beschäftigt war, kam der Regimentsfeldscheer Engel herein und meldete dem Könige: daß eben jetzt Cassensson gestorben sei. Der König sagte:

»Dessen Stelle bin ich nicht im Stande wieder zu ersetzen! Wenn doch das fatale Sterben nicht wäre!«

Im Augenblicke aber faßte sich der König im Umdrehen und sagte:

»Halt! das war zu viel gesagt, denn sonst wär' ich nicht König.«

17. Gut belohnter Aderlaß.

Auf einer Reise zur schlesischen Revüe, fuhr der König an einem sehr heißen Tage ganz allein im Wagen, und einer vom ersten Bataillon Garde, Namens Schlauch, der ihn beständig barbiren mußte, saß hinten auf der Kutsche. Auf einmal hörte dieser ein Gepolter im Wagen. Er sprang eiligst herunter und sah, daß der König ganz ohnmächtig da saß. Er ließ den Kutscher sogleich still halten, riß die Thür auf, zerschnitt den Rockärmel mit einem Messer, und öffnete dem Könige sogleich eine Ader. Sobald nur etwas Blut gelassen war, ermunterte sich der Monarch und fragte hastig: was er mit ihm mache? Schlauch stattete dem Monarchen von dem Zustande, worin er sich befunden hatte, den genauesten Bericht ab, und fügte noch hinzu: ihm sei bange gewesen, daß Se. Majestät gar nicht mehr erwachen würden, deßhalb sei er sogleich zum Aderlassen geschritten.

»Bravo! Bravo!« sagte der König, und ließ, nachdem Alles wieder in Ordnung gebracht worden, weiter fahren.

Sobald der König wieder zurück nach Potsdam kam, sagte er zu diesem Schlauch, da er ihn eben barbirt hatte:

»Höre, mein lieber Schlauch, ich werde Dich in Ruhe setzen, Du sollst jährlich siebenhundert Thaler nebst freier Wohnung, Holz, Essen und Trinken haben, ich will Dir auch einen Menschen zur Aufwartung halten, der soll monatlich sieben Thaler bekommen, aber Du mußt mich nach wie vor barbiren, und wenn ich krank bin, die Medicin nach Verordnung der Aerzte reichen. Bist Du damit zufrieden?«

Nach abgestattetem Danke für diese höchste Gnade, erhielt er sogleich von dem Tage an sein Gehalt und hat es bis an seinen Tod genossen, welcher einige Monate nach des Königs Ableben erfolgte.

18. Ohne Furcht.

Der König hatte den Chirurgus, der ihm gewöhnlich Ader ließ, durch eine anderweitige Versorgung verloren. Er fragte den Regimentsfeldscheer Engel: ob er nicht einen guten Menschen zum Aderlassen wüßte? Engel schlug ihm einen gewissen V. vor, mit den Worten, daß dieser ein sehr guter und geschickter Mann sei.

Der König ließ bald hierauf diesen vorgeschlagenen V. zu

sich rufen. Er kam sogleich, und wie er nach vorhergegangener Meldung in das Zimmer des Königs trat, so fragte der König:

»Heißt Er B.?«

»Ja, Ihro Majestät.«

Hierauf redete ihn der König mit folgenden Worten an:

»Hör Er mal, er soll mich zur Ader lassen, aber das will ich ihm andeuten, daß Er mit mir nicht anders umgeht, als mit einem Burschen von meiner Garde, denn in diesem Punkte sind wir Alle einerlei; und bezeigt er Furcht beim Aderlassen bei mir, so geräth's ihm nicht. Versteht Er mich?«

»Ja,« erwiederte B.

»Nun so komm' Er her, und mach' Er sein Probestück,« sagte der König.

B. unterband also dem Könige den Arm, und da er ihm nun die Ader schlug, hatte er verfehlt, so daß kein Blut kam. Der König sagte hierauf ganz freundlich:

»Sieht Er wohl, Er hat sich gefürchtet! Komm' Er her und schlag' Er noch einmal, aber ohne Furcht.«

Hierauf schlug er noch einmal und das Blut kam schnell gesprungen. Nun sagte der König lächelnd:

»Da sieht Er, was die Furcht macht! Er soll mich immer zur Ader lassen, aber ohne Furcht!«

19. Sachte!

Des Königs Absicht in Behandlung der Soldaten war jederzeit, daß mehr Menschlichkeit von den Obern gegen dieselben sollte beobachtet werden, weßhalb er auch mit den besten Beispielen voranging.

Der Monarch ließ im Sommer öfters die Garde zum exerciren aus Potsdam rücken, und wenn er gewahr wurde, daß die Burschen ermüdet waren und schwitzten, so kommandirte er sogleich: »Halt!« ritt alsdann an das Bataillon und schob dem ersten dem besten den Hut in die Höhe, nahm die Hand und wischte ihm an der Stirn; fand nun der König, daß sie naß war, so sagte er:

»O, Ihr armen Leute! Ihr schwitzt auch recht sehr.«

Worauf er sogleich mit Zügen abmarschiren ließ und sehr freundlich sagte:

»Kinder! marschirt ganz sachte, damit sich Keiner Schaden thue.«

20. Getäuschte Hoffnungen.

Als Friedrich die Regierung antrat, hatte er noch einige Leute um sich, die er als Kronprinz geschätzt und seines Vertrauens gewürdigt hatte. Einer von diesen Lieblingen war über die Thronbesteigung des Königs äußerst entzückt, und stellte sich nun ein sehr glückliches, freudenvolles Leben vor. In diesen Gedanken schrieb er einem seiner Freunde in Paris: »Endlich hat unser geliebte Kronprinz den Thron bestiegen. Eilen Sie, nach Berlin zu kommen, weil Ihr Glück gewiß gemacht ist, und weil Vergnügen und Freude Sie erwarten.« Hierauf schilderte er weiter in dem Briefe mit den komischsten Ausdrücken die Reize der Zukunft, welche sie zusammen in der Gesellschaft des Königs genießen würden. Nach Endigung des Briefes las er ihn nochmals durch, lachte dabei vor sich hin; kaum aber war er damit fertig, als der König, welcher unbemerkt hinter seinem Stuhle gestanden und mit gelesen hatte, über seinen Kopf den Brief wegriß, in viele Stücke riß, und voll Ernst zu ihm sagte:

»Was soll das? — die Possen haben nun ein Ende.«

Schrecken und Entsetzen überfielen den Favoriten, und er lernte dabei, daß mit dem neuen Könige das nicht zu thun sei, was er vermuthet hatte.

21. Der gute Mylord.

So außer allen Zweifel gesetzt auch Friedrichs Erhabenheit und Größe des Charakters ist, so kann es doch noch als eine unfehlbare Bürgschaft derselben angesehen werden, daß seine Busenfreunde alle durchaus rechtschaffene und weise Männer waren. Unter jenen zeichnete er besonders den Bruder des Feldmarschalls Keith, den Erbmarschall von Schottland, aus, der am meisten unter dem Namen Mylord Marschall bekannt ist. Da Friedrich glaubte: Ehrlichkeit und Geradheit sei überall nützlich, und auch bei Staatsunterhandlungen am rechten Orte, so schickte er den Mylord Marschall als Gesandten an den französischen Hof. Bei dieser Gelegenheit sagte der König von ihm: »Ich habe von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältige Erfahrungen gemacht, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich gar nicht mehr an Tugend glaubte. Der gute Mylord (so nannte er ihn beständig) hat mich so zu sagen gezwungen, wieder an sie zu glauben.

Diese Gesinnung ist der Trost meines Lebens, und diesen verdanke ich ihm.«

Mylord Marschall hatte bei den Revolutionen in England und Schottland zur Zeit des Prätendenten eine wichtige Rolle gespielt. Er hatte sich als ein eifriger Jakobit gezeigt, deßhalb war er seiner Güter beraubt, und aus seinem Vaterlande verwiesen worden. Als Georg der Zweite zur Regierung kam, interessirte sich der König von Preußen aufs lebhafteste bei demselben für seinen guten Mylord: und erhielt auch für ihn wirklich die Wiedererstattung eines großen Theils seines Vermögens. Bei dieser Gelegenheit mußte der Lord nach Schottland reisen. Von Dankbarkeit gegen die zärtliche Aufnahme, die er dort bei seinen Freunden und Landsleuten fand, durchdrungen, entschloß er sich, sein Leben bei ihnen zuzubringen. Deßhalb forderte er seinen Abschied von seinem königlichen Freunde, der sich äußerst ungern von solch einem Manne trennte. Der Abschied zwischen dem erhabenen Könige und dem rechtschaffenen Mylord war höchst rührend. Sie umarmten sich einige Male brüderlich, und der König sagte weinend: »Erinnern Sie Sich, im Fall es Ihnen in Schottland nicht gefallen sollte, daß Sie hier einen Freund haben, dem Sie stets fehlen werden, und dessen Klagen Sie enden können, sobald Sie nur wollen.«

Nachdem er wirklich abgereis't und in Schottland angekommen war, schrieb der König ihm unter andern:

»Wäre ich eine Seemacht, so käme ich nach Schottland, Sie von dort zu entführen: so aber, mein liebster Lord, kann ich nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie, bei ihr zu leben, und werfen Sie Sich ihr ganz in den Schooß.«

Der Mylord widerstand diesen Bitten nicht lange, und kehrte bald zu einem Könige zurück, bei dem er sich nicht scheuen durfte, die strengste Wahrheit zu sprechen, und bei dem er nicht Gefahr lief, je durch sein scharfes Gefühl für wahre Menschenwürde die Königliche Majestät zu beleidigen.

Friedrich ließ ihm bei seiner Rückkunft dicht vor Sans-Souci, diesem berühmten Aufenthalte der Musen und echter Weltweisheit, ein bequemes Haus bauen. Es stand ihm frei, täglich mit dem Könige zu speisen; doch war dies kein Muß. Wenn er es aber dem Könige vorher sagte, daß er ihm aufwarten würde, wartete der König auf ihn, bis Mylord nach seiner Bequemlichkeit kommen konnte. Bei der Tafel suchte er

ihm das aus, was er am liebsten aß; und nachher ließ er ihn in einem Zimmer des Schlosses, das er ihm ausdrücklich dazu hielt, ungestört seine Mittagsruhe halten.

Als Mylord Marschall einem seiner Freunde seinen Aufenthalt in Sans-Souci beschrieb, drückte er sich folgenderweise über den König aus: »Dieses Schloß ist für mich eine Art von Kloster, in welchem ich mich recht glücklich fühle; unser Pater Abt ist ein Mann, mit dem sich sehr gut und leicht leben läßt. Indeß, wenn ich in Spanien wäre, würde ich mich doch Gewissenshalber verbunden achten, ihn der heiligen Inquisition, als der Zauberei verdächtig, anzuzeigen. Denn, hätte er mich nicht bezaubert, würd' ich wohl hier bleiben, wo ich nur das Nachbild der Sonne sehe, indeß ich doch in dem unvergleichlichen Klima von Valenzia leben und sterben könnte?«

Als Alter und Unvermögen dem ehrwürdigen Greise nicht mehr erlaubten, auszugehen, ging der König zu ihm, um, wie er selbst sagte, seiner Unterredung zu genießen, und sich bei ihm über die Beschwerlichkeiten der Regierungslast zu trösten.

22. Der neugierige Malerbursche.

Der König ließ den Maler *** zu sich rufen, und zeigte demselben ein gemaltes Zimmer, worin Verschiedenes verdorben war, was er ausbessern sollte. Eines Morgens, da dieser Maler ganz früh in dem Zimmer arbeitete, und auf die Leiter steigen mußte, um oben etwas auszubessern, kam der König ganz leise aus dem Nebenzimmer, und stellte sich an die Leiter, um dem Künstler zuzusehen. Da nun dieser oben mehrentheils fertig war, stieg er Stufe für Stufe herab, und betrachtete nachdenkend, ohne sich umzusehen, das, was er gemacht hatte. Da er von der letzten Stufe der Leiter gestiegen war, und immer rückwärts ging, seine Arbeit zu untersuchen, trat auch der König immer zurück, um ihn nicht zu stören.

Als der Monarch nun bis ans Fenster getrieben war, und nicht mehr weiter konnte, trat ihm der Maler auf die Füße. Dieser glaubte, sein Bursche stehe hinter ihm, ward böse und sagte, indem er noch immer seine Ausbesserung betrachtete: »Bist Du, neugieriger Schlingel, wieder hier?« Der König antwortete sogleich: »Ja!« Der Maler, der eine fremde Stimme hörte, sah sich um, ward äußerst bestürzt, und bat fußfällig um Vergebung. Der König lächelte, erkundigte sich nach diesem neu-

gierigen Burschen, und ließ ihn auf seine Kosten reisen. Er wurde ein berühmter Maler.

23. Der Kronprinz als Liebhaber.

Als der König noch Kronprinz war, half er oft kleinen Muthwillen ausführen; unter andern ängstigte er oft eine Glaserfrau in Ruppin damit, daß er sich in ihre Tochter verliebt stellte, und des Abends zuweilen Miene machte, in ihr Fenster hinein steigen zu wollen. Der mütterliche Eifer der Frau ging dann oft so weit, daß, wenn er den Kopf ins Fenster hineinsteckte, sie ihn mit einer derben Korrektion wieder zurückwies: und dieses Spiel belustigte den Kronprinzen ungemein.

Gleich nach dem siebenjährigen Kriege machte sich die Frau auf, und ging nach Potsdam. Sobald der König nur ihren Namen auf dem Rapporte erblickte, lachte er laut auf, und sagte: man solle die Frau zu ihm bringen. Diese hatte aber keinen Befehl abgewartet, sondern sich schon auf's Schloß verfügt. Des Königs Leute fragten, ob sie eine Bittschrift habe? »Nein, ich will nur meinen gnädigsten König sehen.« Und so kam sie wirklich vor ihn. »Nun, Mutter,« rief ihr der König entgegen: »seid Ihr immer noch so böse wie sonst?« — »Ach, Ihro Majestät, Sie hatten wohl damals recht Ihren Spaß mit mir.« — »Nun, gute Mutter, wie geht es Euch denn jetzt?« — »Schlecht.« — »So. Nun da habt Ihr vor der Hand etwas; Ihr sollt künftig mehr bekommen.« — Die Frau weigerte sich, etwas zu nehmen; und ließ sich nichts aufdringen. Sie sagte: »Nun habe ich meinen König gesehen, nachdem er so viel ausgestanden und so große Thaten vollbracht hat,« und eilte nach ihrem Gasthofe zurück. Hier wurde sie auf Königlichen Befehl herrlich bewirthet; und der König ließ ihrem Sohne, weil sie doch nichts nehmen wollte, so lange er lebte, monatlich zehn Thaler auszahlen.

24. Streit und Widerspruch.

Der König konnte es nicht leiden, wenn ihm seine Gesellschafter überall Recht ließen, und als es ihm einst zu langweilig wurde, stets mit Menschen zu scherzen, die vielleicht nicht Verstand oder Dreistigkeit genug hatten, seinen Witz zu beantworten, rief er gähnend aus: »Aber, mein Himmel, giebt es denn gar keinen Streit oder Widerspruch mehr auf Erden?«

25. Zu Wasser und zu Lande.

Im Sommer 1767 hatte der König die Garde hinter Bornstedt bei Potsdam ausrücken lassen, um einige Evolutionen mit ihr zu machen. Er ließ sie in einer geraden Linie anvanciren, und weil es einige Tage vorher sehr geregnet, und von den sogenannten Bornschen Bergen vieles Wasser im Thale sich als ein kleiner Teich gesammelt hatte, so kommandirte der König, als sie vor diesem Wasser ankamen: »Halt!« Der Monarch war eben sehr vergnügt, und es fiel ihm sogleich folgende Frage an seine Soldaten ein:

»Bursche, habt Ihr mir geschworen, zu Lande und zu Wasser zu dienen?«

»Ja!« erschallte es von der ganzen Garde.

»Nun gut,« sagte der König, und kommandirte: »Bataillon, vorwärts, marsch!«

Nun ging die Garde mit ihren weißen Stiefletten durch diesen Sumpf, welches sie gern aus Liebe zu ihrem Könige that, weil sie sah, daß er darüber lächelte.

26. Anerkennung des Verdienstes.

Unter die vielen großen Männer, die Friedrichs Zeitalter verherrlichten, gehört der Geheimerath Brenkenhof vorzüglich. Er hat dem Staate im Finanz- und ökonomischen Fache wichtige Dienste geleistet. Der König sagte dies mit wenigen Worten: »Ich sehe Brenkenhofs Geburt als eine der glücklichsten Begebenheit meiner Regierung an.«

27. Der Schmied.

Der König hatte einen englischen Reitschmied, mit dem er sehr oft scherzte, weil er ganz besondere Eigenheiten hatte. Einst da er, während des siebenjährigen Krieges, in einem Bauernhause wohnte, und so eben am Fenster stand, sah er diesen Schmied vorübergehen; er öffnete das Fenster, und rief ihm: »Du!« zu.

Der Schmied wandte sich um, und sagte: »Nun, was giebt es denn schon wieder?«

»Ich wollte nur wissen, wo der König von England in der Schlacht bei *** war?« fragte der König.

»Sei nur ruhig,« antwortete der Schmied; »in der Schlacht bei Kollin konnte der lange Schimmel auch gut laufen.«

Dergleichen plumpe Scherze nahm der Monarch von diesem Menschen immer gut auf, und ließ sich von ihm »Du« heißen; indeß der Schmied sich einbildete, er könne dem Könige die Wahrheit sagen.

28. Der Arrestant.

Ein Soldat vom ersten Bataillon Garde hatte ein Geschwür auf der linken Schulter, so daß es ihn hinderte, das Gewehr so gerade, wie es sein sollte, zu tragen. Der König bemerkte dies beim Exerciren, und erinnerte ihn, das Gewehr besser zu halten. Aber so viele Mühe sich auch der arme Mann gab, es zu thun, so hinderte ihn doch der heftige Schmerz daran. Der Monarch glaubte nun, es sei Eigensinn, ward aufgebracht, ging an ihn heran, gab ihm einige Stockschläge und sagte: »Will Er das Gewehr gerade tragen?« Dieser antwortete: »Ihro Majestät, ich bin nicht gewohnt, Stockschläge zu bekommen, und Sie handeln selbst gegen Ihre Befehle, da wir nur mit dem Degen bestraft werden sollen.« Der König ward hierüber noch mehr aufgebracht, und befahl, ihn sogleich zu arretiren.

Den folgenden Morgen fragte man den König, wohin der Arrestant weiter gebracht werden solle. »Er soll so lange in der Wache sitzen, bis ich befehlen werde, wohin er gebracht werden soll,« erwiederte der König. Er blieb drei Wochen im Arrest. Während der Zeit erfuhr der Monarch, der Schmerz des Geschwüres sei Schuld daran gewesen, daß der Gefangene das Gewehr nicht regelmäßig habe tragen können. Auf diese Nachricht befahl der König, diesen Menschen, in Begleitung eines Unterofficiers und zwei Mann, von Garnison zu Garnison, bis Colberg zu bringen. Als er ankam, und vor den dortigen Commandanten von Heyden geführt wurde, zeigte ihm dieser die Ordre des Königs, daß er Lieutenant sei, und daß ihm der Monarch 200 Thaler zur Anschaffung der Equipage schenke. Dieser neue Officier that sich bei der Belagerung der Festung Colberg sehr hervor, und suchte dadurch seine Dankbarkeit gegen des Königs Gnade zu zeigen.

29. Der Stuccateur.

In den ersten Jahren der Regierung war in einem Zimmer des Königs, neben dem Schlafgemache, etwas von der Decke abgefallen. Es ward also ein Stuccatur-Arbeiter bestellt. Dieser

hatte aber das Unglück, gleich beim Anfange der Arbeit, welches sehr früh war, von der Leiter zu fallen, und sich den Fuß zu verrenken. Der König, welcher den Fall hörte, trat sogleich heraus, und sah den Mann auf der Erde liegen, der gern aufstehen wollte und nicht konnte. Er schickte den anwesenden Kammerlakei sogleich zum Arzte, und fragte den Verunglückten:

»Wo thut es Ihm weh?«

Der Arbeiter, auf den Knöchel zeigend, sagte: »Hier!«

»Das geht noch an,« erwiederte der König, »der Fuß ist nicht gebrochen, sondern nur unten verrenkt. Reich' Er mir Seine Hand, und halte Er sich an mich an, damit Er sich auf einen Stuhl setzen kann.« Nun trat bald hierauf der Arzt, nebst einigen Lakaien, herein. Der König befahl dem Arzte, den Patienten mit sich in den Wagen zu nehmen, ihn nach Hause zu bringen, und für seine Gesundheit bestens Sorge zu tragen, und zu den Lakaien sagte er:

»Ihr habt heute wieder lange geschlafen. Ich muß mich hier mit dem armen Manne ganz allein quälen. Ich werde Euch wohl künftig wecken müssen.«

Der König ließ dem Verunglückten, nach seiner Herstellung, für die ganze Zeit seiner Krankheit doppelten Arbeitslohn auszahlen.

30. Der Armbruch.

Bei einem Herbstmanöver zu Potsdam stürzte ein Lieutenant von der Kavallerie vom Pferde, und brach den rechten Arm. Aus Furcht, dem Könige mißfällig zu werden, verbiß er seinen heftigen Schmerz, ließ sich wieder auf das Pferd helfen, und seinen Degen in der Scheide stecken. So wollte er beim Könige vorbei reiten, in der Hoffnung, daß er es nicht gewahr werden würde. Als nun dies Regiment beim Monarchen vorüber gehen mußte, jagte der König sogleich an den Officier heran, und fragte heftig: »Herr, warum hat Er den Degen nicht heraus?«

»Ihro Majestät, ich kann nicht,« antwortete der Officier ganz gelassen.

»Und warum nicht?«

»Ich bin bei der Attaque gestürzt, und habe den Arm gebrochen.«

»Das ist was Anderes.«

Des andern Tages schickte der König einen Adjutanten zu

diesem Officier, und ließ ihm sagen: er möchte für seine Gesundheit sorgen, und wenn er wieder hergestellt wäre, sollte er sich nach Breslau begeben, wo er seine Compagnie als Rittmeister antreten würde. Der geheime Kämmerer würde ihm auch den Orden **pour le mérite** überbringen.

31. Das Faustrecht.

Beim Einmarsch in Böhmen thaten die Kroaten aus einem alten Bergschlosse einige Schüsse auf die preußischen Husaren. Ein Officier kam auf die Colonne zurück geritten, an deren Spitze sich der König befand, und meinte, daß zur Vertreibung der Kroaten eine Haubitze vorgebracht werden müßte. Der König fragte ihn nach der Beschaffenheit des Kroatenpostens, und erhielt zur Antwort: es sei ein altes Bergschloß, welches vielleicht zu den Zeiten, da noch das Faustrecht gegolten hätte, erbaut wäre.

Der König fragte ihn hierauf in einem verwundernden Tone:

»So? Hat Er es abgeschafft?«

32. Die theure Zeche.

Bei Gelegenheit der Vermählung des Erbstatthalters mit einer Königlichen Prinzessin, ließ der König seinen Leibkutscher Pfund rufen, und befahl ihm, daß er in einem der Gasthöfe Berlins sich ein gutes Abendbrod bestellen, den Leibkutscher und die übrigen Stallbedienten des Erbstatthalters dazu einladen, und ihm, dem Könige, morgen die Rechnung des Gastwirthes schicken solle. Pfund ließ sich diesen mündlichen Auftrag von dem anwesenden geheimen Kämmerer schriftlich geben, ging damit in den ersten Gasthof Berlins (Stadt Paris) und bestellte das beste Essen und die feinsten Weine. Er nahm den Abend alle Stallbedienten des Erbstatthalters und des Königs, die in Berlin waren, dahin, trank seinen Gästen tapfer zu, und schickte den andern Morgen die Rechnung des Gastwirthes ein, die wider Vermuthen ziemlich hoch angewachsen war. Der König, der sich gern zu diesem Kutscher herabließ, wollte seinen Scherz mit ihm haben, ließ ihn rufen, und fragte in einem erzürnten Tone: »Kerl! wie kannst Du Dich unterstehen, und mir eine solche Rechnung einschicken, worauf allein über hundert Bouteillen vom feinsten Champagner stehen? Mir selbst kann ja ein Souper mit dem Erbstatthalter nicht so viel kosten!« Pfund ließ sich

gar nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete in dem nämlichen Tone: »Was? Glauben vielleicht Ihro Majestät, daß der Leibkutscher des Erbstatthalters ein eben so armer Teufel ist, als ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner, und was soll ich ihm anders vorsetzen?« Der König, dem diese entschlossene Antwort viel Vergnügen machte, stimmte seinen Ton herab und sagte: »Wenn es so ist, dann werde ich die Rechnung wohl bezahlen müssen.«

33. Noch etwas von Pfund.

Dieser Pfund, der den König schon als Kronprinzen gefahren hatte, und seinen Posten für einen der wichtigsten im Lande hielt, bekam einst zu der Zeit ein hitziges Fieber, als des Königs Reise nach Schlesien bevorstand. Man meldete es dem Könige, und fragte: wer an Pfund's Stelle fahren sollte? Der König, der sich seit sechsunddreißig Jahren an ihn gewöhnt hatte, und die außerordentlich starke Natur dieses Menschen und seine unbegrenzte Ergebenheit gegen ihn kannte, schrieb ihm eigenhändig, gestand seine große Verlegenheit, und sagte: er werde die gewöhnliche Revüereise nach Schlesien für dies Jahr nun wohl einstellen müssen, da er sich, wie Pfund ja selbst wisse, keinem seiner Stallleute anvertrauen könne. Pfund konnte weder lesen noch schreiben. Als er den Brief mit der Aufschrift: »An meinen lieben Leibkutscher,« erhielt, lag er gerade in der stärksten Fieberhitze. Aber dessenungeachtet mußte man ihm den Brief vorlesen. Kaum war dies geschehen, so sprang er aus dem Bette, vor den Spiegel, schrie nach einem Barbier, und nach seiner Frau, daß sie ihm weiße Wäsche geben sollte, und ließ darauf dem Könige wieder schreiben: er sei durch den erhaltenen Brief von seinem Fieber genesen, und werde den König aus seiner großen Verlegenheit reißen. In der That fuhr auch Pfund, zum Erstaunen der Aerzte, nach einigen Tagen und zur bestimmten Zeit, den König nach Schlesien zur Revüe. Ein Beweis, wie sehr der König von seinen Leuten geliebt und geehrt wurde.

34. Der König dictirt einen Liebesbrief.

Der König wählte, wie bekannt, seine meisten Leibbedienten aus seiner Garde. Ein schöner Wuchs, Größe, schöne Gesichtsbildung und Jugend bestimmten dabei seine Wahl. Er erlaubte nicht, daß sie heirathen durften, und so war es natür-

lich, daß diese jungen Leute bei einem besseren Auskommen sich heimlich Liebsten anschafften, welches ihnen auch um so leichter wurde, da bereits viele Bürgermädchen bei nachmaliger ansehnlicher Versorgung dieser Leute ihr Glück gemacht hatten. Einer von den vier Kammerhusaren, Namens Deesen, hatte die kleine Kasse, und mußte jede Minute des Tages gewärtig sein, gerufen zu werden. Weil nun diese Leute auf einander eifersüchtig waren, und sich beim Könige verriethen, so durfte Niemand sein Mädchen auf das Schloß oder nach Sans-Souci kommen lassen, und sie schlichen sich daher, wenn der König Concert hatte, oder bereits zu Bett gegangen war, in die Stadt. Der König, dem Nichts verborgen blieb, entdeckte auch von Deesen, daß er ein Bürgermädchen in der Stadt unterhielt, und wegen des weiten Weges von Sans-Souci nach der Stadt zu ganzen Stunden weg blieb. Eines Tages befahl er ihm, er solle sich an den Schreibtisch setzen, weil er ihm einen Brief zu dictiren habe. Der König ging im Zimmer auf und nieder und dictirte Folgendes: »Mein Schatz!«

Deesen stutzte und glaubte Unrecht gehört zu haben. Der König sah ihn starr an, und wiederholte:

»Mein Schatz! Der alte Brumbart, der König, zählt mir jede Stunde nach, die ich bei Dir so reizend zubringe. Damit nun meine künftige Abwesenheit desto kürzer und von dem alten Zänker desto weniger bemerkt und beneidet wird, so miethe Dir hier in der Brandenburger Vorstadt, nahe bei uns, ein Stübchen, wo wir uns mit mehrerer Bequemlichkeit als in der Stadt sehen und herzen können. Ich verbleibe bis in den Tod Dein herzlich getreuer

Deesen.«

Hierauf mußte er den Brief in des Königs Gegenwart versiegeln, und damit er um so mehr sähe, daß der König Alles wisse, so dictirte der König auch die Aufschrift mit Namen und Wohnung, und rief zur Bestellung sogleich selbst einen seiner Läufer herein.

35. Die Wecker.

Wenn der König von seinen vier Kammerheiducken und vier Kammerhusaren ausgekleidet und zu Bette gebracht war, so mußte auch Alles sogleich zu Bette gehen. Nur einer von den zwölf kleinen Lakaien hatte im Vorzimmer die Wache. Jeden

Abend ward eine Bouteille Champagner, eine Bouteille Burgunder, und eine mit Wasser, ferner ein Präsentirteller und ein Wasserglas, nebst des Königs Taschenuhr, auf den Tisch gestellt. Der wachthabende Lakai mußte Acht geben, wenn der König etwa in der Nacht rufe und zu trinken verlange. In diesem Falle befahl er jedes Mal, ob das Wasser mit Champagner oder mit Burgunder vermischt werden solle. Dann mußte der Lakai die Lichter im Vorzimmer stehen lassen (weil Licht den König vielleicht zu munter machte), im Finstern an das Bett treten, des Königs ausgestreckte Hand ergreifen und zum Glase führen. Wenn aber die Uhr die bestimmte Stunde zum Wecken zeigte, alsdann mußte er mit der Uhr in der einen und mit dem Leuchter in der andern Hand vor des Königs Bett treten, ihn durch sanftes Schütteln aus dem Schlafe bringen, und die Uhr vorzeigen. Wenn nun zuweilen gegen Morgen der Schlaf diese Leute selbst überfiel, und sie die bestimmte Zeit versäumten, so stellten sie die Uhr auf die bestimmte Stunde zurück, und nachher, wenn sie sie dem Könige vorgezeigt hatten, von Zeit zu Zeit und unbemerkt wieder gehörig vor. Wenn der König sehr krank war, so mußte noch einer von seinen vier Läufern oder Kammerlakaien in seinem Schlafzimmer stehend wachen.

36. Visitation.

Als im Sommer 1781 eine außerordentlich große Hitze war, welche in Sans-Souci, wegen dessen Lage, besonders unausstehlich ward, mochte der König an seinen Leuten einige Tage hindurch viele Müdigkeit verspüren, und daher auf den Gedanken kommen, daß sie sich des Nachts in dem kühlen Weinkeller etwas auf die große Tageshitze zu Gute thäten, und tapfer herum tränken. Einmal rief er in der Nacht den wachthabenden Lakaien. Dieser kam, wie gewöhnlich, ohne Licht und mit dem Wasserglasse. Allein der König verlangte Licht, stand auf, zog seine Stiefeln an, nahm seinen Mantel um (er hatte niemals weder Pantoffeln noch Schlafrock) und befahl dem Lakaien, er solle mit den Lichtern voran gehen. Er ging gerades Weges nach dem Keller. Als er diesen verschlossen und nirgends Licht fand, sagte er: »Es ist eine schöne Nacht; aber ich will mich doch nur wieder schlafen legen.«

37. Arg getäuscht.

Der König konnte es nicht gut leiden, daß man ihm

wegen kleiner Auslagen Rechnungen einreichte, und hatte dagegen die Gewohnheit, Männern, die ihm Aufträge besorgten, jährlich ein verhältnißmäßiges Geschenk an Gelde zu geben. So bekam auch Quintus, der des Königs wegen Correspondenz führte, und öfters Bücher und andere Sachen verschreiben mußte, jedesmal zum Neujahrsgeschenk 2000 Thaler. Quintus, der hierauf gewiß rechnete, und bisweilen schon Schulden darauf machte, erhielt einmal von seiner Schwester aus Potsdam am Neujahrsabende einen Boten in Berlin, der von diesem Gelde den andern Tag, zur nöthigen Befriedigung der Gläubiger, etwas zurückbringen sollte. Als Quintus am Neujahrsmorgen dem Könige, wie gewöhnlich, gratulirte, und nur zu gewiß glaubte, daß der König, nach seiner Gewohnheit, ihm die vier Röllchen, jedes zu 100 Friedrichsd'or, einhändigen würde, so langte der König eine neue Kleiderbürste hervor, und sagte: »Ein so schöner Wunsch ist wohl ein Geschenk werth. Sieht Er! Hiermit kann Er sich bürsten und sauber halten, so daß Er nicht nöthig hat, sonst Jemanden an seinen Leib kommen zu lassen.« Acht Tage nachher aber ging das gewöhnliche Geschenk von 2000 Thalern dennoch ein.

38. Nicht mehr als drei und zwei Schüsseln.

Als Friedrich der Große von seinem Vater nach Küstrin geschickt wurde, erhielt der Kammerpräsident von Münchow die gemessensten Befehle, seinem hohen Staatsgefangenen, dem Kronprinzen, des Mittags nicht mehr als drei, und des Abends zwei Schüsseln anrichten zu lassen. Er ließ aber große zinnerne Schüsseln verfertigen, von denen jede vier Abtheilungen hatte, so daß also vier besondere Gerichte servirt werden konnten.

39. Gefangenschaft in Küstrin.

Auch der General von Fouquet, der bis an sein Ende des Königs Gunst genoß, machte sich in Küstrin dem Könige auf folgende Art vortheilhaft bekannt. Der damalige Kronprinz vertrieb sich gern die Zeit mit Lesen; der wachthabende Officier hatte aber gemessenen Befehl, um acht Uhr Abends ihm die Lichter auszublasen. Den ersten Abend nach dieser eingegangenen Ordre erinnerte der Officier den Kronprinzen, er möchte zu Bette gehen; und als dieser, ohne darauf zu merken, fortlas, so löschte der Officier die Lichter aus, und bekam dafür eine Maulschelle. (Der Officier erschoß sich am andern Morgen.)

An eben dem Tage hatte Fouquet die Wache, und ein Jeder war in Erwartung, was der Prinz diesen Abend thun, und wie sich Fouquet dabei verhalten würde. Dieser kam schon vor acht Uhr in des Kronprinzen Zimmer, packte auf dessen Tisch ein Feuerzeug und zwei große Wachsstöcke aus, und erwartete so den Glockenschlag acht, löschte wirklich die Lichter aus, schlug darauf von neuem Feuer, zündete die Wachsstöcke an, und wünschte dem Kronprinzen eine angenehme Ruh.

40. Die Freunde in fremder Sprache.

Der König ließ einem seiner Kammerlakaien, der zu roh und ungebildet war, einen Maitre halten, und fragte ihn nach einiger Zeit, was er denn nunmehr schon Alles gelernt hätte? Dieser antwortete, er lerne französisch, und sagte, zum Beweise seines Fleißes, unter andern, wie in dieser Sprache ein Ochse, ein Esel, Schwein u. s. w. heiße. Der König lachte über seine Einfalt, und antwortete: »Nun brav! daß Du Dich vor allen Dingen nach Deinen Freunden erkundigt hast.«

41. Die neuen Stiefeln.

Der König war gewohnt, seine neuen Stiefeln jederzeit einem seiner Kammerlakaien zum Austreten zu geben, und legte die alten nicht eher ab, als bis sie gänzlich unbrauchbar waren.

Während des siebenjährigen Krieges ließ sich einst der König in Breslau ein Paar neue Stiefeln machen, nnd übergab sie dem gewöhnlichen Kammerlakaien, vergaß aber, solche wieder zurück zu fordern. Da er nun aus Breslau aufbrach, forderte er die neuen Stiefeln. Der Kammerlakai aber hatte sie bereits über zwei Monate getragen, so daß die Sohlen nicht allein abgetrennt, sondern auch zerrissen waren. Sie wurden also in dieser Beschaffenheit von dem Kammerlakaien dem Könige gereicht. Da er sie noch schlechter wie die alten fand, so fragte er: »Sind das meine neuen Stiefeln?«

Lakai. Ja, Ihro Majestät!

König. Sie sind ja zerrissen! und Du solltest sie nur austreten.

Lakai. Das hab' ich auch gethan, Ihro Majestät.

Der König erwiederte mit der größten Gelassenheit: »Das seh' ich! gieb mir nur meine alten wieder her, und schaffe mir in vierzehn Tagen ein Paar andere; diese kannst Du behalten.

Aber tritt mir die neuen nur nicht wieder so aus, wie diese, sonst mußt Du sie bezahlen.«

42. Der Aufpasser.

Bei seiner Anwesenheit in Berlin ritt der König einst gegen Mittag vom Schinkenplatze durch die Wallstraße, und da gewöhnlich ein Aufpasser von der Wache an die Spitalkirche gestellt wurde, um bei Zeiten Heraus zu rufen, so sah der König, daß dieser mit dem Rücken nach der Wallstraße stand, und die Kirche betrachtete. Der König, der Willens war, nach der Gertraudenbrücke zu reiten, ritt jetzt gerade auf die Kirche zu. Der Aufpasser, der ihn erst gewahr wurde, da er schon neben ihm war, wurde ganz bestürzt, und blieb wie versteinert stehen. Der König fragte ihn: »Was machst Du hier?«

»Ihro Majestät! ich bin hier zum Aufpassen hergestellt, um bei Zeiten Heraus zu rufen, und jetzt, —«

Hier fiel ihm der König ins Wort und sagte: »Nun, so rufe Heraus, ich reite langsam, unter der Zeit werden sie genug ins Gewehr kommen, dann hast Du keinen Verdruß von Deinem Officier.«

43. Der König und der Flügelmann des Bernburgischen Regiments.

Das Regiment des Prinzen von Bernburg (nachher von Thadden) hatte, durch fehlerhafte Disposition seines Anführers in der Belagerung von Dresden, im Herbste 1759, nicht seine sonst gewöhnliche Bravour bewiesen. Der König, der nach dem Rapport des Generals davon urtheilte, und durch die Unfälle, die ihn in diesem Feldzuge betroffen hatten, verdrießlich geworden war, ließ dem Regimente seine Ungnade dadurch fühlen, daß die Officiere ihre Hut-Treßen und die gemeinen Soldaten die Band-Litzen von ihren Uniformen mußten abtrennen lassen, und daß die Tambours den Grenadiermarsch nicht mehr schlagen durften. — In der nächsten Schlacht, die nach dem Verluste von Dresden der König lieferte, nämlich bei Liegnitz am 15. August, zeichnete sich das vom Könige verkannte Regiment durch eine fast unglaubliche Bravour aus, indem Alles, was ihm vorkam, über den Haufen geworfen wurde und weichen mußte. Nach der Bataille befahl der König, daß sich die Armee auf der Wahlstatt in eine Linie formiren sollte, vor deren Fronte er nun vom

linken zum rechten Flügel herunter ritt, um zu sehen, was für Lücken die Schlacht gemacht hatte. Die ganze Armee hatte das Gewehr beim Fuß, und das Regiment Bernburg stand an der Spitze des rechten Flügels. Als der König an dasselbe herankam, sagte er, indem er den Soldaten freundlich zunickte: »Na, Kinder, ich dank' Euch, Ihr habt Eure Sache brav gemacht. Sehr brav! Ihr sollt Alles wieder haben, Alles!«

Unter diesem Zurufe war er bis zu dem Flügelmanne der Leibkompagnie gekommen, einem alten Graukopfe, dieser trat eigenmächtig aus dem Gliede zum Könige heran, und sagte: »Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen (Gerechtigkeit widerfahren lassen). Ew. Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?« Der König von der Männlichkeit und Herzlichkeit dieser Anrede gerührt (das Regiment hatte viel gelitten), klopfte dem braven Sprecher auf die Schulter und antwortete: »Es ist Alles vergessen und vergeben, aber den heutigen Tag werde ich Euch gewiß nicht vergessen!« und damit wandte er den Kopf auf die Seite und wischte sich die nassen Augen. Dann stieg er vom Pferde und sagte zum Commandeur des Regiments, unter nochmaligem Danken: »Der alte Mann soll Sergeant sein.« — Als dieser sich bedankte, drängten sich noch mehrere gemeine Soldaten um den König her, und vertheidigten ihre Aufführung bei Dresden damit, daß der Fehler nicht an ihnen, sondern an der Anführung gelegen habe; der König ripostirte, und nun gings von Seiten der Gemeinen um die Wette an ein Demonstriren, mit einer Vertraulichkeit und einem Ueberschreien, daß der Commandeur besorgte, der König möchte ungnädig werden, und wollte die Soldaten zurücktreiben. »Laß Er die Leute nur,« sagte der König, mit gutmüthigem Lächeln, und endigte den Streit dadurch, daß er ihnen wiederholt erklärte, sie wären brave Leute und hätten sich heute des Preußischen Ruhmes vorzüglich werth bezeigt.

44. Das Aufstehen.

Der König war ein großer Freund vom frühen Aufstehen. Als sein Alter und seine Leibesschwäche zunahmen, begegnete es ihm einige Male, daß er etwas länger schlief, als er sich vorgesetzt hatte; er ärgerte sich darüber, und befahl seinen Kammerlakaien, ihn nicht länger als bis auf die bestimmte Minute schlafen zu lassen, und ihn, wenn er auch noch so viel kapitu-

liren würde, mit Gewalt zu wecken. Einst kam ein Bedienter, den der König erst angenommen hatte, um diesen Befehl zu erfüllen.

König. Laß mich doch noch ein wenig schlafen, ich bin noch gar zu müde!

Bediente. Ihro Majestät haben mir befohlen, ich soll so früh kommen.

König. Nur noch eine einzige Viertelstunde sag' ich.

Bediente. Keine Minute, Ihro Majestät, es ist vier Uhr; ich lasse mich nicht abweisen.

König. Nun, das ist brav! Du würdest übel angekommen sein, wenn Du mich hättest liegen lassen.

45. Bürgerlich und adelig.

Einst fand der König bei der Musterung eines Regiments einen bürgerlichen Officier, und sagte zu dem General: »Er muß den Menschen wegschaffen, er ist kein Edelmann.« — »Wenn Ew. Majestät wollen,« entgegnete der General, »daß ich solche verdienstvolle Männer, wie dieser Officier, wegschaffen soll, so wird künftig mein Regiment schwerlich seine Schuldigkeit thun können.« — »Nun, so muß er geadelt werden,« sagte der König, und ließ ihm das Diplom unentgeltlich ausfertigen.

46. Bürgerlich und adelig.

Einst sagte der König bei der Tafel: »Ich weiß nicht, woher es kommt, daß aus den bürgerlichen Officieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts Rechts werden will.« — »Verzeihen Ew. Majestät,« sagte einer von den Anwesenden dagegen, »wir haben ja den braven Obersten R. in der Armee, der das Gegentheil beweisen könnte.« Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen des Obersten oft, und sagte endlich: »Ei was! der Oberste R. ist ein alter Edelmann; das weiß ich besser.« (Er war es aber nicht.)

»Es ist wirklich zu bedauern,« sagte eine geistreiche Frau, »daß die Natur dem Adeligen nicht mindestens einen goldenen Nagel zum Ausweis verliehen hat; denn nun gehören zum Adel immer zwei Personen: die eine, welche sagt: ich bin's! und die andere: welche es glaubt.«

47. Eine Anekdote, die schon einmal da gewesen ist.

Einst sah der König zu Potsdam am Fenster, daß sich in der Nähe des Schlosses viele Menschen versammelt hatten, welche etwas Angeklebtes lasen; er schickte einen Pagen hinunter, der nachsehen sollte, was da wäre. Der Page kam wieder und sagte dem Könige: es betreffe Se. Majestät selbst, und der Inhalt des Papieres wären Gedanken über die Kaffeeneuerungen. »Geh' wieder hinunter,« sagte der König »und laß den Zettel niedriger ankleben, damit ihn die Leute bequemer lesen können; er ist ihnen zu hoch.«

48. Friedrich Wilhelm III., als Knabe.

Der König hatte den kleinen Prinzen von .... stets freien Zutritt zu sich erlaubt. Einst arbeitete er in seinem Kabinet, wo sich der älteste dieser jungen Prinzen befand, und mit einem Federballe spielte. Der Ball fiel auf den Tisch des Königs; der Monarch warf ihn in die Stube, und schrieb fort. Der kleine Prinz spielte wieder so lange damit, bis der Ball wieder schief ging, und abermals auf den Schreibtisch flog. Der König warf ihn nochmals auf die Erde, und sah den Prinzen ernsthaft an. Der Prinz versprach, sich besser in Acht zu nehmen, und spielte weiter. Endlich hatte er doch von Neuem das Unglück, daß der Ball gerade auf das Papier fiel, worauf der König schrieb. Der König wurde hierüber verdrießlich, und steckte den Ball in seine Tasche. Der kleine Prinz bat sehr demüthig um Verzeihung und um seinen Ball. Allein der König schlug es ihm ab. Er bat noch beweglicher, aber vergebens. Endlich ward der Kleine des Bittens überdrüssig, trat vor den König hin, stemmte die Arme in die Seite, und sagte mit drohender Miene: »Ich frage Sie, Ihro Majestät, wollen Sie mir meinen Ball wiedergeben oder nicht?« — Der König langte den Ball lachend aus der Tasche, gab ihn dem Prinzen wieder und sagte: »Du bist ein braver Junge! Dir werden sie Schlesien nicht wieder nehmen.«

49. Der Grüneberger Wein.

Der König reis'te einst durch Grüneberg, eine wegen starken Weinbaues bekannte schlesische Stadt. Der Magistrat überreichte in Corpore und tiefster Ehrfurcht eine Flasche alten Wein vom dasigen Gewächs. Der König nahm das Glas an den

Mund, setzte es aber geschwind wieder weg, und sagte: »Gut, recht gut: wohl dem, der ihn nicht trinken darf.«

50. Der Candidatus theologiae des Königs Vetter.

Ein sonst geschickter Kandidat, welcher schon seit vielen Jahren sich mit Privatunterricht erhalten hatte, meldete sich bei allen erledigten Predigerstellen, aber vergeblich. Ihm ward stets ein Vetter oder anderer Verwandter von angesehenen Männern der Stadt vorgezogen. Dies wurde er endlich überdrüssig, und er entschloß sich, seine Noth dem Könige zu klagen. Er reis'te nach Potsdam, und stellte sich auf den Paradeplatz, wo der König die Wachparade in Augenschein nahm, und von vielen Generalen und Flügeladjutanten begleitet war. Hier wollte nun der Kandidat des Königs Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und sah daher fast jeden Officier mit forschendem Blicke an. Dem Könige entging selten etwas, und so auch dieser Mann nicht. Er schickte einen Flügeladjutanten zu ihm, und ließ ihn fragen, wen er suche? Er gab diesem Abgeschickten zur Antwort: er suche einen Vetter! Da der König dies hörte, schickte er abermals zurück, und ließ fragen: wie er heißen sollte? Er gab zur Antwort: er wüßte es nicht. Auf diese erhaltenen Berichte trieb die Neugierde den König an, ihn selbst zu sprechen, und er mußte also gleich zum Könige kommen. Er erzählte nun dem Könige, wie es ihm jederzeit gegangen sei, und er glaube also schwerlich, ohne einen ansehnlichen Vetter eine Pfarre zu erhalten, deßhalb bemühe er sich, einen solchen Vetter zu finden. Hierüber lachte der König, und befahl, daß er um drei Uhr aufs Schloß kommen solle. Der König hatte unterdessen einen gelehrten Prediger um eben diese Zeit zu sich bestellen lassen, und da sie Beide in sein Zimmer traten, sagte er zu dem Prediger: »Examinire Er mir doch einmal hier meinen Vetter; ich will hören, ob er Prediger werden kann.« Dies geschah sogleich, und da es vorbei war, fragte der König: »Nun, mein lieber ...., wie findet Er diesen Kandidaten?« — »Sehr gut, Ihro Majestät.« — »Nun so will ich, daß man diesem meinem Vetter, der die Fähigkeit hat, ein Predigtamt zu bekleiden, die erste convenable Vacanz ertheile.« — Der Befehl ward sogleich dem Consistorium bekannt gemacht, und er erhielt kurz darauf eine sehr einträgliche Pfarre.

51. Herr Gevatter, ich brauche Geld!

Mit einem Grenadier von der ersten Garde, Bullion, einem Italiener von Geburt, pflegte sich der König oft einen Spaß zu machen, wodurch jener dann sehr dreist wurde. So oft seine Frau ins Kindbette kam, brachte er dem Könige einen Gevatterbrief, und bat bei einem Sohne zu Gevatter, wenn es gleich ein Mädchen war. Er bediente sich dieses Gevatterbittens aber auch so oft, als es ihm an Gelde fehlte. Einst kam er wieder mit einem solchen Antrage vor den König. — »Geh', geh',« sagte der König; »Deine Frau ist nicht in Wochen. Du bekommst Nichts.« — Bullion ließ sich für dies Mal abfertigen, kam aber nach einigen Tagen wieder, und sagte: »Err Gevatter, ick brauch' Geld!« — »Geh',« sagte der König, »ich habe keins.« — Bullion blieb. — »Ihro Majestät, lehn Sie mir auf mein' Kapitulation nur swei Dukat.« — »Hast Du sie bei Dir?« fragte der König. — »Ja!« — »Gieb sie her.« — Bullion erhielt zwei Dukaten, und der König behielt die Kapitulation. — Als nach einiger Zeit die Kapitulationen verflossen waren, ließ sich der König die Liste davon einreichen, und als er den Namen Bullion darauf fand, fragte er den Feldwebel: »Hat Bullion Kapitulation?« — »Ja, Ihro Majestät.« — Der König behauptete, er habe keine, und um aus der Sache zu kommen, mußte der Grenadier erscheinen. Friedrich fragte nun den Feldwebel: »Wie lange hat Er gedient?« — »Vierundzwanzig Jahre, Ihro Majestät.« — »Was verdient der Soldat, der seine Kapitulation versetzt?« — »Vierundzwanzig Mal Gassen laufen, und die Kapitulation ist verfallen.« — Bullion trat hierauf zum Feldwebel und sagte: »Err Feldwebel, was hat der verdient, der auf Kapitulation Geld lehn?« — Der König lachte laut auf, und gestand ein, daß er auch gefehlt habe. — »Da, nimm Deine Kapitulation, und komm' mir sobald nicht wieder.«

52. Die Hitze im Fegefeuer.

Der ehmalige Abt des Klosters Kamenz, Tobias, hatte oft die Gnade, mit dem Könige zu sprechen, und von ihm etwas Angenehmes zu hören. Eines Tages kam er zu dem Monarchen, als eben sehr große Hitze war. Friedrich, der gerade Lust zu scherzen hatte, fragte ihn: »Um wie viel Grade es im Fegefeuer heißer wäre, als heute?« — »Ew. Majestät glauben ja

nicht an das Fegefeuer,« erwiederte Tobias, »und daher würde es unnütz sein, Ihnen einen Begriff von der Hitze desselben zu machen; Sie würden doch vermuthen, eine Lüge von mir zu hören.« — »Ich weiß, mein guter Tobias,« antwortete der König, »daß Er nicht lügen kann, und daher thut Er mir einen Gefallen, wenn Er mir aufrichtig sagt, was Seine Kirche von der Hitze des Fegefeuers lehrt.« — »Nun denn,« antwortete Tobias, »wenn Ew. Majestät es zu wissen befehlen, so muß ich Ihnen sagen, daß es drei Grade im Fegefeuer giebt. In den ersten kommen diejenigen, die ihre Sünden bereuet haben, ohne sie abzubüßen; der zweite ist für diejenigen bestimmt, die zwar für ihre Sünden gebüßt haben, aber dennoch mit der Neigung zu sündigen gestorben sind; und in den dritten Grad kommen die, welche gar nicht glauben, daß sie sündigen können: und das sind die Großen dieser Erde. Dieser Grad des Fegefeuers ist der stärkste, und ich werde fleißig beten, daß Ew. Majestät nicht hineinkommen mögen.« — »Ach, daß thu' Er ja, mein lieber Tobias!« sagte der König mit Lachen; »es soll nicht umsonst geschehen.« — Nicht lange nachher schickte der König dem Abte eine goldene Dose, in welcher ein Zettel lag, auf den der Monarch geschrieben hatte: »**Souvenir**, um an meiner Erlösung zu arbeiten.«

53. Der treuherzigste Schlesier.

Bei der Huldigung in Breslau, 1741, stellte die Bürgerschaft allerlei Freudenbezeigungen an, und erleuchtete auch des Abends die ganze Stadt. Der König fuhr daher Abends, in Begleitung einiger Prinzen und Generale, durch alle Straßen, und bezeigte sein Wohlgefallen. Besonders aber ließ er vor dem Hause eines Tischlers still halten, wo verschiedene Tischlerarbeiten und darunter eine Wiege künstlich illuminirt waren, mit der Inschrift:

»O, wie würd' ich vor Freuden lachen,
»Wenn ich meinem gnädigsten König sollt' eine Wiege machen!«

Der König wendete sich zu seinen Begleitern, und sagte: »Das ist der treuherzigste Schlesier!«

54. Die Kirchenväter.

Der Marquis d'Argens sprach einst mit dem Könige

sehr viel zum Lobe der Kirchenväter. Aber der Monarch sagte: »Kein Wort mehr von Ihren Vätern! Das sind dicke Bücher, die nichts enthalten; Körper, ohne Seele!« — In einem der Zimmer des neuen Schlosses bei Sans-Souci, die für den Marquis eingerichtet waren, stand auch eine kleine auserlesene Handbibliothek aufgestellt. Unter derselben fielen besonders viele prächtig gebundene große Bände in die Augen, welche sehr leserlich die Titel aller Werke der verschiedenen Kirchenväter zeigten. Aber was fand der Marquis? Alle diese prächtigen Bände enthielten — bloß weißes Papier.

55. Sechs musicirende Schweine und ein Ferkelchen.

Der Kapellmeister des Königs Friedrich Wilhelm I., Pepusch, componirte einst ein Stück für sechs Fagotts, welche Porco primo, Porco secondo, etc. überschrieben waren. Der König ward durch diese Musik sehr überrascht, ließ sie oft wiederholen, und hielt sich allemal dabei den Bauch vor Lachen. Dies Stück war noch im Gange, als der Kronprinz zur Exercirzeit vor der Revüe nach Potsdam kam. Friedrich liebte bekanntlich die Baßinstrumente nicht, sondern nur die Flöte, und es herrschte bei ihm und seiner Gesellschaft außerdem in der Musik ein feinerer Geschmack; daher wurden an seinem Hofe über dieses Stück mancherlei Glossen gemacht. Einst fügte es sich, daß der Kapellmeister Pepusch über den Paradeplatz ging, als der Kronprinz sein Regiment exercirte. Friedrich ließ ihn zu sich rufen, und sagte ihm mit anscheinender Ernsthaftigkeit: er habe gehört, daß der Herr Kapellmeister eine schöne neue Musik gemacht habe; er wäre daher begierig, sie zu hören, und ersuche ihn, sie doch diesen Nachmittag bei ihm aufzuführen. Pepusch wollte der Sache ausweichen, und versicherte: es wäre nur eine Kleinigkeit, nicht würdig, von Sr. Königlichen Hoheit gehört zu werden. Der Kronprinz aber versicherte ihn: er habe wohl gehört, daß es eine gelehrte sechsstimmige Musik sei, und bäte sich es aus, sie von den Virtuosen, für die sie gemacht worden, zu hören.

Es war denselben Nachmittag beim Kronprinzen eine große Gesellschaft versammelt worden, um das Stück zu hören, und sich über den Componisten lustig zu machen. Mitten in den Saal waren sechs Musikpulte gesetzt, und die Hofleute lachten schon im Voraus darüber, daß da würde gegrunzt werden. Pepusch kam endlich mit sieben Hautboisten an. Er legte seine Musik ganz ernsthaft selbst auf die Pulte aus, und als alle

sechs belegt waren, sah er, mit einem Notenpapiere in der Hand, im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu, und fragte: »Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?« — »Es wird noch ein Pult fehlen,« antwortete Pepusch. — »Ich dachte,« versetzte der Kronprinz lächelnd, »es waren nur sechs Schweine in Seiner Musik.« — »Ganz recht, Ew. Königliche Hoheit,« erwiederte Pepusch; »aber es ist noch da ein Ferkelchen gekommen: **Flauto solo.**« — Friedrich erzählte selbst diese Geschichte lachend seinem Quanz, und fügte hinzu: »Der alte Kerl hatte mich doch angeführt, und ich mußte ihm noch gute Worte geben lassen, daß er nur das Ferkelchen nicht noch dazu vor meinem Vater produzirte!«

56. Brief des Kronprinzen an Suhm.

Rheinsberg, den 27. December 1738.

Aus Cleve bin ich zurück, und jetzt ein stiller Einsiedler in Reinsberg, wo ich vom Morgen bis Abend studire. Die Welthändel werden Sie wohl eher vom Zeitungsschreiber als von mir erfahren. Es ist doch nur die Geschichte von den Thorheiten der Großen; hier Krieg, dort Streitigkeiten, überall kindische Belustigungen. Solche Neuigkeiten sind der Blicke eines vernünftigen Menschen so wenig werth, als die Kriege der Ratten und Mäuse es sein können. —

Künftige Woche geht die Exercirzeit an. Den 27. Mai werden wir in Berlin sein, von da geht's im Juli nach Wesel, und alsdann wird Ihr Freund wieder nach seinem Tusculum eilen, um da in gemächlicher Muße zu philosophiren. So ist mein Leben: man kann es mit ein Paar Worten beschreiben, und mein künftiger Geschichtschreiber wird viel Mühe und Papier ersparen. Seine Leser werden nur drei Epochen zu merken nöthig haben: Musterungen, Reisen und Reinsberg. Schon sehe ich mich wieder hier, und freue mich darüber. Sie sollen gewiß nicht vergessen werden und haben in dieser Rücksicht nichts zu befürchten. Unvertilglich werden in meinem Herzen jene Empfindungen bleiben, welche Sie kennen. Meinen Geist baue ich so viel als möglich an. Ich wünschte daraus ein fruchtbares, mit allen Arten von gutem Saamen besäetes Erdreich zu machen, wo er zeitig keimen und gute Früchte bringen könne.

57. Friedrichs des Großen Erziehung zum Soldaten.

Im Jahre 1718 wurde Friedrich aus den Händen der

Weiber der männlichen Erziehung übergeben: der General, Graf von Finkenstein, ein Mann von Kenntnissen, Muth, Klugheit und Erfahrung, ward zu seinem Oberhofmeister ernannt, und der Oberst Christoph von Kalkstein, ein tapferer und einsichtsvoller Mann, zum Unterhofmeister. Man sieht aus der Wahl zweier berühmter Krieger, daß Friedrich Wilhelm dem Prinzen eine ganz soldatische Erziehung geben wollte, was freilich in politischer Rücksicht für die damaligen Zeitumstände, wo das neue Königreich Preußen noch auf sehr schwachen Füßen ruhete, ganz gut berechnet war. Auch war eine solche Erziehung der Neigung des Vaters gemäß, der Nichts so sehr liebte, als das Soldatenwesen; der eigentliche Lehrmeister des Kronprinzen war ein emigrirter Franzose, Namens du Hau de Jandun, ein Edelmann aus der Champagne, der geraume Zeit im Kriege gedient hatte, viel Kenntnisse besaß, und einen unbescholtenen Lebenswandel führte. Er sollte nach seiner Instruction dem Prinzen bloß neuere Geschichte lehren, aber er machte ihn auch frühzeitig mit den besten Werken der Franzosen in den schönen Wissenschaften bekannt. Das war durchaus gegen den Plan des Königs Friedrich Wilhelm, welcher von allen diesen Dingen nichts hielt, und der Meinung war, daß ein König, um sein Land zu regieren, sich bloß mit dem Militair, mit den Finanzen und den verschiedenen Zweigen der Oekonomie zu beschäftigen brauche. Indessen geschah doch, was er nicht wollte; Friedrich fand Geschmack an jenen Studien, las oft Tag und Nacht, und behielt namentlich den Hang zur französischen Poesie Zeitlebens.

Wahrscheinlich wäre Friedrich ein ganz anderer Mann und König geworden, wenn du Hau seine Instruction nicht überschritten und dem Sinne des königlichen Vaters gemäß seine Lehrstunden eingerichtet hätte.

Der Oberstwachtmeister Sennig gab ihm Unterricht in der Mathematik, und besonders im Festungsbau, und ein Kadet, Namens von Ränzel *), lehrte ihn den Gebrauch der Waffen. Um dem Prinzen Liebe zu den Waffen einzuflößen, ließ der König über der alten Hauptwache in Berlin ein kleines Zeughaus von Stücken und kleinem Gewehr anlegen und freuete sich, wenn der Prinz mit diesen Mordwerkzeugen zu spielen Lust hatte. Als er fertig exerciren konnte, mußte er ohne alle Rück-

*) Er war nicht viel älter als der Prinz, begleitete ihn in allen Feldzügen, und starb als Generallieutenant wenige Jahre vor Friedrich.

sicht auf Wetter und Jahreszeit Wache stehen, und sich allen Gesetzen des Soldatenstandes unterwerfen. In der Folge ernannte er ihn auch zum Hauptmanne des Kadetten-Corps, mit welchem er im Kleinen die Waffenübungen der Regimenter genau nachahmen mußte, und gab ihm eine Compagnie bei dem Potsdamer Leibregimente. Reiten, Fechten und Tanzen wurde daneben nicht vergessen. Der Prinz begriff nach seinen sich früh entwickelnden Kräften Alles sehr leicht. Der Religionsunterricht war dem reformirten Hofprediger Lochius übertragen, und mußte ganz strenge nach dem Sinne des Königs und dem Systeme der herrschenden Kirche eingerichtet werden. Psalmen und Lieder aus dem Gesangbuche auswendig zu lernen, machte ein Hauptstück dieses Unterrichtes aus, und dienten zu Strafen für kleine Vergehungen. An das Rechtschreiben wurde wenig gedacht, daher auch Friedrich in keiner Sprache auch nur einigermaßen erträglich orthographisch schrieb.

Der Prinz bezeigte sehr frühzeitig viel Lust, etwas zu lernen, und es blickten schon damals jene großen Eigenschaften, ein schneller Verstand und ein treues Gedächtniß hervor. Alle seine Lehrer berichteten den königlichen Eltern, daß er lernbegierig sei, leicht fasse, und fast immer tiefer in die vorgetragene Sache eindringe, als die Lehrer seinem Alter zutrauten. Uebrigens bemerkte man an ihm mehr Neigung zu den Wissenschaften und dem stillen Studiren, als zu den leeren und rauschenden Uebungen des Soldatenstandes, was aber seinem Herrn Vater gar nicht gefallen wollte.

Die soldatischen Uebungen und die damaligen Hofbelustigungen hatten für ihn keinen Reiz. Er zwang sich bisweilen zu einer scheinbaren Theilnahme, aber mit so wenigem Glücke, daß sein Herr Vater ihn für einen weichlichen Träumer hielt, aus dem nie ein tapferer und fester Mann werden würde, und darauf dachte, einst die Regierung dem zweiten Prinzen, August Wilhelm, der sich mehr nach den Launen und Neigungen des Vaters richten konnte, zuzuwenden. Indessen machte er so viel als möglich Versuche, den Kronprinzen soldatisch zu gewöhnen, und von seinen Studien abzubringen. Allein weder Hausarrest bei Wasser und Brod, noch persönliche Züchtigungen, konnten ihn von seiner Neigung abbringen.

Ueber seine Verheirathung entstand unter den königlichen Eltern ein großer Zwist. Dieser war mit so vielen Unannehmlichkeiten für ihn verbunden, und ging ihn zu nahe an, als daß

er nicht am Ende entschiedene Partei hätte ergreifen sollen. Die natürliche Hitze seines Herrn Vaters, verbunden mit den Forderungen eines unbedingten Gehorsams von allen seinen Kindern, und der ganz sichtbare Einfluß solcher Personen auf den König, welche der Kronprinz nicht wohl leiden konnte, erschienen gegen die nachgiebige Zärtlichkeit der Mutter, welche den Kronprinzen wegen seiner sanften und feinen Sitten unaussprechlich liebte, in einem so nachtheiligen Lichte, daß der Prinz sich sichtbar auf die Seite der Mutter neigte. Der König, der dieses bemerkte und keinen Widerstand dulden konnte, behandelte ihn daher, wie leicht zu denken, desto strenger; der Kronprinz, dessen wachsende Kräfte sich zum Widerstande aufgelegter fühlten, beobachtete in der Bezeigung seines Unwillens gegen die Beharrlichkeit des Vaters weniger Zurückhaltung. Der Vater glaubte sich nie zu hart gegen den Sohn ausdrücken zu können, und der Sohn sich nicht verbunden, seinen Neigungen Gewalt anzuthun. Der König verlangte, der Prinz solle sich vorzüglich mit dem Militairwesen, mit der Oekonomie und den Finanzen beschäftigen, der Prinz dagegen gab zu erkennen, daß er die Wissenschaften für die wichtigste Angelegenheit des Menschen halte, und den Soldatenstand nur als ein nothwendiges Uebel betrachte. Er war daher bei militairischen Uebungen entweder ein gleichgültiger Zuschauer, oder er ließ auch wohl merken, daß sie ihm Unlust verursachten, und eilte zu seinen Büchern, sobald er konnte. Es kam darüber sehr oft zu bittern Anreden und Antworten und bald so weit, daß Alles, was der König vorzüglich wollte, dem Prinzen gerade deswegen mißfiel, und daß dem Könige selbst die unschuldigsten Vergnügungen, die edelsten Beschäftigungen des Prinzen zuwider waren. Und wie es denn überall zu gehen pflegt, daß sich dienstwillige Leute um ihres Vortheils willen in die Angelegenheiten der Großen mischen, so bildeten sich auch hier zwei Parteien um den König und den Kronprinzen, welche die Urtheile des einen von den andern dem Beurtheilten zutrugen und oft die mäßige Härte durch bösartige Zusätze verstärkten. Auf diese Weise entstand zwischen dem Könige und dem Prinzen eine heftige Erbitterung, die man, wenn dieses Wort nicht allzusehr gegen die nie zu vertilgenden Gefühle der Blutsfreundschaft stritte, Haß nennen könnte. Dadurch befestigte sich bei dem Könige der Gedanke immer mehr, nach dem Beispiele Peters I., den Kronprinzen von der Nachfolge auszuschließen und sie dem zweiten Prinzen, Wilhelm August, zuzuwenden.

Da indessen eine solche Machthandlung bei den europäischen Mächten und bei seinen Unterthanen ein sehr nachtheiliges Licht auf ihn werfen, und ihn in den Verdacht der Ungerechtigkeit bringen mußte, so wollte er wenigstens Alles versuchen, um den Prinzen auf einen andern Weg zn bringen. Dann konnte er der Welt sagen, daß er Alles gethan habe, um diesen Schritt zu vermeiden, und daß er nur durch den störrigen Sinn des Prinzen hervorgebracht worden sei. In dieser Absicht mußte der Prinz den König stets auf seinen jährlichen Reisen durch die Provinzen begleiten, und dabei auf Alles aufmerksam sein, was Oekonomie, Finanzen und Militair betraf. Zugleich wurden ihm seine bisherigen beiden Hofmeister genommen, und an ihre Stelle kamen der Oberste der Kavallerie von Rochow und ein Kurländischer Edelmann von Kaiserling. In Letzterem hatte sich der König sehr geirrt, er erwarb sich bald des Prinzen volle Freundschaft, und zwang ihn noch weniger als die ehemaligen Hofmeister. Ueberhaupt suchte der Prinz in dieser peinlichen Lage theilnehmende Freunde, und fand deren mehrere, die ihn herzlich liebten, bedauerten, und seinen Neigungen oft auf eigene Gefahr Vorschub thaten. Auch den Jagden, die der König so sehr liebte, mußte jetzt der Kronprinz beiwohnen, so wenig er an diesem Vergnügen Geschmack fand. Dieser neue Zwang, der ihm so viel Zeit raubte, half ebenfalls die Abneigung gegen den Vater verstärken.

Unter diesen Umständen wünschte der Prinz mehr als je, daß der König seine Einwilligung zu seiner Verheirathung gäbe, weil er dann auf jeden Fall eine größere Freiheit genießen müßte. In dieser Rücksicht schloß er sich enger als vorher an seine Mutter, welche trotz des königlichen Widerwillens und der vielfältigen mißlungenen Versuche die Unterhandlungen wegen einer Verbindung mit England unermüdet fortgesetzt hatte. Es erschien ein Gesandter in Berlin, um die Sache zu Stande zu bringen. Allein der König zeigte sich nicht bereitwillig dazu, ging aber in der Folge doch auf den Vermählungsvorschlag für den Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin ein; aber nur unter der Bedingung, daß derselbe Statthalter von Hannover würde. Am Ende aber zerschlugen sich diese Unterhandlungen wieder, weil der König von England verlangte, daß der von Oesterreich bestochene Minister Grumbkow entfernt werden sollte, und der König seinen Minister allzuhoch schätzte, als daß er ihn einer solchen Treulosigkeit hätte fähig halten sollen.

Unter Denjenigen, welche der Kronprinz in diesem mißlichen Zeitpunkte mit seinem engsten Vertrauen beehrte, war der unglückliche Katt, Fähnrich unter den Gensdarmen. Mit diesem, mit Keith und Kaiserling unterhielt sich der Kronprinz sehr oft von seiner Lage, welche durch die täglich zunehmende Härte seines Herrn Vaters fast unerträglich wurde, obgleich der Prinz jetzt mehr als sonst Alles zu vermeiden suchte, was dieselbe vermehren konnte. Lange wußte er sich die Triebfeder nicht zu erklären. Endlich aber entfuhren dem Könige in einem Anfalle des Zornes die Worte: »Ich werde Dir das Schreiben anstreichen!« und der Kronprinz gerieth gleich auf die Vermuthung, daß der König von seinem Schreiben an die Königin von England und der darin gethanen Aeußerung, keine andere als eine englische Prinzessin zu heirathen, Nachricht bekommen haben müsse. Das war denn auch wirklich geschehen. Die Königin von England hatte sich gegen den Hessenkasselschen Gesandten etwas von dem Inhalte jenes Briefes verlauten lassen. Dieser hatte das Geheimniß Seckendorf anvertraut, und Seckendorf brachte es an den König. Der Prinz kannte seinen Vater zu gut, um nicht zu vermuthen, was er nach solchen Entdeckungen zu befürchten hätte, wenn es einmal zu einem förmlichen Bruche kommen sollte, und wußte, daß derselbe für den ungehorsamen Sohn eines Königs keine Strafe zu hart halte, und die Machthandlung Peters I., seinen Sohn als Majestätsverbrecher richten zu lassen, billige. Er dachte also ernstlich darauf, sich durch eine schnelle Flucht aus den Staaten des Königs zu entfernen und nach England zu begeben, um da bessere Zeiten zu erwarten.

Zu Ende des Monats Mai 1730 reis'te der König mit dem Prinzen nach Dresden, um das Lager, welches der König von Polen veranstaltet hatte, und das unermeßliche Summen kostete, zu besichtigen. Schon auf dieser Reise hatte der Kronprinz entfliehen wollen, und deßhalb durch Katt bei dem sächsischen Minister, Grafen von Hoym, um einen Paß nachgesucht. Der Minister that davon dem Könige von Polen Eröffnung. Dieser aber stellte sich das Nachtheilige einer solchen Flucht vor, und drang ihm das Versprechen ab, während seines Aufenthaltes in Sachsen nicht von seinem Vater wegzugehen. Bald darauf machte der König eine neue Reise durch das Reich über Leipzig, Koburg, Bamberg und Nürnberg, nach Anspach, Augsburg und Ludwigsburg, wo er zwischen dem Herzoge und seiner Gemahlin, die bisher getrennt gelebt hatten, eine Aus-

söhnung stiftete. Auf dieser Reise ward die Erbitterung zwischen dem Könige und dem Kronprinzen heftiger als je, und der Vorsatz, sich von seinem Vater durch die Flucht zu entfernen, gedieh vollends zur Reife. Schon vor der Abreise von Berlin, hatte Friedrich dem Katt ein Kästchen mit Edelsteinen und Papieren in Verwahrung gegeben, und ihm befohlen, auf den ersten Brief an den Ort zu kommen, den er ihm bestimmen würde. Aber Katt war leider so unvorsichtig gewesen, seinen Freunden zu sagen, daß der Prinz nicht wieder kommen werde, und daß er Befehl erhalten habe, ihm nachzureisen, und ihm geborgtes Geld zuzubringen. Die Königin sowohl, als der dänische Gesandte, denen Katt's Unvorsichtigkeit bekannt wurde, ließen ihn zur Vorsichtigkeit ermahnen, und der Graf Seckendorf, der von seinen Kundschaftern in Berlin sehr gut bedient wurde, gab dem Könige Nachricht von dem Vorsatze des Prinzen. Von diesem Augenblicke an ließ der König ihn ganz genau beobachten.

Der Prinz, der von alle dem nichts wußte, begleitete seinen Vater unbesorgt bis Maindorf bei Frankfurt, wo man in einer Scheuer übernachtete. Hier glaubte er mit Sicherheit entfliehen zu können, obgleich der Herr von Rochow und sein Kammerdiener auf Befehl des Königs bei ihm schliefen. Er hatte in dieser Absicht dem jungen Keith, der Page beim Könige war, Befehl gegeben, um Mitternacht einige Pferde bereit zu halten, mit denen er, wie er sagte, auf Abenteuer ausgehen wollte. Weil man am nächsten Morgen in aller Frühe abzureisen gedachte, so legte man sich zeitig nieder, und der Kronprinz merkte sich genau, wohin der Kammerdiener die Kleider legte. Um Mitternacht, als er Jedermann im tiefen Schlafe glaubte, stand er auf, kleidete sich schnell an, und öffnete die Thüre der Scheuer. Allein unglücklicherweise knarrte diese so stark, daß der ohnehin mit Sorgen schlummernde Kammerdiener aufwachte. Er weckte den Herrn von Rochow, und dieser wieder die Officiere in der benachbarten Scheuer. Alle sprangen auf, setzten dem Prinzen nach und fanden ihn mitten im Dorfe an einen Wagen gelehnt, seine Pferde erwartend. Auf ihre Frage, was er vorhabe? antwortete er ihnen, daß er nicht schuldig sei, ihnen von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, und ging auf seine Pferde zu, die in dem Augenblicke ankamen. Allein sie widersetzten sich seiner Abreise, brachten ihn dahin, daß er gutwillig mit ihnen umkehrte, und versprachen ihm, dem Könige von seinem mißlungenen Versuche nichts bekannt zu machen.

Gerade als ob die Sache durchaus entdeckt werden sollte, empfing der König am nächsten Morgen in Frankfurt durch eine Staffette den Brief, welchen der Kronprinz von Anspach aus an Katt geschrieben hatte, worin er ihm seine Flucht meldete und ihn bat, von Berlin abzureisen. Daß dieser Brief an den König geschickt wurde, kam daher, weil der Prinz in der Eil auf den Brief bloß: »Ueber Nürnberg,« geschrieben und die Adresse nach Berlin vergessen hatte. Der Postmeister glaubte also, der Brief sei an einen Preußischen Werber, der ebenfalls Katt hieß und in Nürnberg stand, und schickte ihn nach Nürnberg. Dieser Katt glaubte, ihn dem Könige ausliefern zu müssen. Der König gerieth über den Brief in fürchterliche Wuth, ließ den Kronprinzen vor sich bringen, und mißhandelte ihn so, daß man ihn am Ende mit Gewalt seinen Händen entreißen mußte. Er erhielt sogleich Arrest; sein Degen ward ihm abgenommen und seine Taschen durchsucht, ob er noch mehr Briefe bei sich habe.

In Bonn blieb man eine Nacht. Als man am zweiten Tage nach Wesel kam, erhielt der Prinz eine Wache, und es ward bei Leibesstrafe verboten, Niemand mit ihm sprechen zu lassen. Am folgenden Tage ließ der König den Kronprinzen wie einen Gefangenen vor sich führen, behandelte ihn wie einen Deserteur von gemeiner Art und fragte ihn, warum er habe entlaufen wollen. — »Weil Sie mich bis jetzt nicht als Ihren Sohn, sondern als einen Sklaven behandelt haben,« antwortete er. — »Du bist ein infamer Deserteur,« rief der König, »der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat.« — »Ich habe so viel wie Sie,« antwortete der Prinz, »und ich habe nichts anderes thun wollen, als was Sie nach Ihren eigenen öfteren Aeußerungen an meiner Stelle gethan haben würden.« — Ueber diese Antwort gerieth der König so in Wuth, daß er den Degen zog und den Prinzen durchbohren wollte. Der General Mosel warf sich dazwischen, und ließ den Prinzen aus dem Zimmer bringen. Als die übrigen Generale die Sache erfuhren, baten sie den König, den Prinzen nicht wieder zu sehen, was er denn auch bei kaltem Blute selbst nicht für rathsam fand. Er ließ ihn nun bei Tag und Nacht aufs strengste bewachen. Allein der Prinz machte schon in Wesel einen Versuch, in Bauernkleidern zu entkommen, der wieder nicht gelang. Auf dem Wege, wo es ihm bisweilen leicht gewesen wäre zu entkommen, machte er keinen mehr, wahrscheinlich weil er sich nach und nach

überzeugte, daß der Vater ihn, als Sohn, nicht die ganze Strenge des Königs empfinden lassen würde.

Katt hatte unterdessen seine Abreise bis zu der Zeit verschoben, wo er vermuthete, daß der König zu Wesel wäre, und ward zu seinem Unglücke noch einen Tag länger aufgehalten, weil etwas an seinem Wagen schadhaft war. Denselben Tag brachte ein Kurier die Nachricht, daß der Kronprinz arretirt sei, was man sich aber nur im engsten Vertrauen sagte. Gegen Abend begegnete Katt dem Major Asseburg, der um dies Staatsgeheimniß wußte. Weil er sich aber nicht getrauete es zu sagen, so fragte er Katt mit erschrockener Miene: »Sind Sie noch hier? Das wundert mich.« Katt antwortete, ohne wahrscheinlich die Ursach jener Frage zu vermuthen: »Ich reise noch diese Nacht.« In derselben Nacht wurde Befehl gegeben, ihn zu arretiren. Der Officier, der dazu beordert war, verschob die Ausführung des Befehls bis an den folgenden Morgen, um ihm Zeit zur Entweichung zu lassen, und sandte dann noch erst den Regimentsadjutanten zu ihm, mit dem Bedeuten, zu ihm zu kommen. Auch jetzt noch war es Katt möglich, zu entfliehen. Aber Katt, als ob er seinem Unglücke nicht entgehen könnte, blieb und ward von vier Mann und einem Unterofficier in seinem Quartiere arretirt und auf die Wache gebracht, wo noch der Officier bedeutete, daß er mit seinem Kopfe für den Gefangenen haften müßte. Der Fähnrich Span, der auch um die Flucht wußte, ward ebenfalls arretirt. Keith hingegen, der dritte Theilnehmer, war glücklich genug, zu entfliehen. Er war eben zu Wesel, als der Kronprinz arretirt wurde. Dieser wußte ihm einen Zettel zuzubringen, auf welchem die Worte standen: »Alles ist entdeckt, rettet Euch!« Keith sprang gleich nach dem Stalle, sattelte sein Pferd selbst, und ritt vom Thore in einem Galop bis Dingden, eine Meile von Wesel. Von da ging er durchs Oberysselsche nach dem Haag zu dem englischen oder französischen Gesandten, erzählte ihm sein Schicksal und bat um seinen Schutz. Der Gesandte brachte ihn in eine Dachstube, befahl seinem Kammerdiener, ihn selbst zu bedienen und verbot strenge, Jemand zu sagen, daß ein Fremder im Hause sei. Allein der König ließ dem Aufenthalte desselben so genau nachspüren, daß man ihm auf die Spur kam und vermuthete, daß ihn der Gesandte verberge. Kaum ward dem Gesandten dieser gefährliche Umstand hinterbracht, so theilte er ihn Keith mit, rieth ihm zur Flucht nach England und Portugall, und brachte

ihn selbst nach Scheveningen, wo er in einem Fischerboote nach England übersetzte, und dann in portugiesische Dienste trat. Im Jahre 1741 kam er nach Berlin zurück und ward Oberstlieutenant, Oberstallmeister und Kurator der Akademie der Wissenschaften.

Derselbe Kurier, der den Befehl gebracht hatte, Katt zu arretiren, brachte auch der Frau von Kamecke folgenden Brief vom Könige mit:

Meine liebe Frau von Kamecke.

Fritz hat desertiren wollen, daher ich mich genöthigt gesehen habe, ihn arretiren zu lassen. Ich bitte, der Königin dieses auf eine gute Art beizubringen, damit ihr diese Nachricht kein allzugroßes Schrecken verursache. Beklagen Sie übrigens einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm.

Dieser Brief gelangte gerade in die Hände der Frau von Kamecke, als sie in Monbijoux mit der Königin spielte, und die Königin erfuhr also gleich die traurige Begebenheit. Sie reis'te auf der Stelle von Monbijoux ab nach dem Schlosse, wo sie ein Kästchen fand, das ihr Katt vor seiner Arretirung zugeschickt hatte, und worin sich mehrere Briefe des Kronprinzen, die Flucht betreffend, befanden. Man öffnete dieses versiegelte Kästchen behutsam, nahm diejenigen Briefe heraus, welche Einem oder dem Andern zum Nachtheil gereichen konnten, und verschloß es wieder so gut, daß man nichts von der Eröffnung merken konnte.

Gleich nach seiner Ankunft in Berlin begab sich der König zu seiner Gemahlin, wo er die ganze Familie in schrecklicher Erwartung beisammen fand. Beim Eintritt gingen alle seine Kinder ihm entgegen, fielen ihm zu Füßen und baten ihn, ihrem Bruder zu verzeihen; er stieß sie aber zurück, und sagte zur Königin: ihr Sohn sei todt. Sie trat mit Entsetzen zurück und rief: »Ist das möglich? Sie sollten der Mörder Ihres Sohnes sein?« — »Er war nicht mehr mein Sohn,« antwortete der König; »er war nichts als ein Deserteur, der den Tod verdient hatte.« Bei dieser Antwort fiel die Königin in Ohnmacht und wurde in ihr Zimmer gebracht. Auf den König schien weder der Anblick der Königin noch der Kinder den geringsten Eindruck zu machen. Er gab Befehl, Katt vor ihn zu bringen.

In dieser Zwischenzeit ging er wieder in das Zimmer der

Königin, und fand sie nebst ihren Kindern in Thränen schwimmend. Die Kinder gingen ihm entgegen und wollten ihm die Hand küssen; aber er stieß sie zurück, faßte die Prinzessin Friederike beim Arm, warf sie gegen die Erde und würde sie gemißhandelt haben, wenn man ihn nicht verhindert hätte. Während daß die Kammerfrauen die halbtodte Prinzessin wegtrugen, ergoß sich der König in harte Vorwürfe gegen die Prinzessin, die er als vorzügliche Mitschuldige betrachtete, und drohete, ihr den Kopf vor die Füße legen zu lassen. Auch der Königin drohete er sehr hart, die aber das, was er sagte, im Uebermaße ihres Schmerzes nicht hörte. Er schwur theuer und hoch, daß der Prinz nicht mit dem Leben davon kommen solle.

Während dieser Betheurung ward ihm gemeldet, daß Katt angekommen sei. Er verließ also das Zimmer der Königin und sagte beim Weggehen, daß er nun bald genug wissen werde, um dem Prinzen den Kopf abschlagen zu lassen. Als Katt vor ihn gebracht wurde und vor ihm niederfiel, stürzte er über ihn her, riß ihm das Johanniterordenskreuz vom Halse, prügelte ihn und trat ihn mit Füßen, worauf das Verhör von dem Minister Grumbkow und dem Generalauditeur Mylius vorgenommen wurde. Katt, der jetzt sein Schicksal voraussah, antwortete mit großer Besonnenheit und Standhaftigkeit, und leugnete nicht, daß er um die Flucht des Prinzen gewußt, aber er behauptete, den Ort nicht gewußt zu haben, wohin der Prinz hätte flüchten wollen. Er äußerte, daß man vielleicht darüber in dem Kästchen Aufschlüsse finden würde, welches er an die Königin habe schicken müssen. Dieses wurde nun herbeigebracht und von dem Könige zerschlagen. Man durchlas alle Briefe, fand aber keinen, der Aufschluß gab. Dieser Umstand veranlaßte Katt, zu behaupten, daß weder die Königin noch die Prinzessin Friederike etwas von der Entweichung gewußt hätten.

Als das Verhör geendigt war, wurde Katt in einem leinenen Kittel in die Hauptwache gebracht, und die aufgefundenen Briefe nochmals durchgelesen. Die Gleichgültigkeit aller Briefe brachte den König auf die Vermuthung, daß wohl die wichtigsten herausgenommen sein könnten; er ging also wieder zur Königin und verlangte die Briefe, die sie, wie er gewiß wisse, herausgenommen habe. Aber jetzt waren die Herzen seiner Familie so fest gegen ihn verschlossen, daß die Königin mit Zuversicht behauptete, das Kästchen nicht eröffnet zu haben, und daß Niemand um die Flucht gewußt habe. Der König erwiederte,

er brauche ihr Geständniß nicht, und befahl, die Prinzessin nicht aus dem Zimmer zu lassen. Die Königin bat ihn darauf mit Thränen, ihr zu sagen, in welcher Lage sich ihr Sohn befinde? und väterliche Gesinnungen gegen ihn zu hegen. — »Was kann Ihnen daran liegen,« versetzte der König, »was ein Mensch macht, der in drei Tagen nicht mehr sein wird?« Und so verließ er das Zimmer.

Bisher hatte es Niemand gewagt, dem Könige eine muthige Vorstellung zu machen; jetzt wagte es ein Frauenzimmer, die Frau v. Kamecke, welche der König sonst wohl leiden konnte; sie folgte ihm in sein Zimmer und bat ihn, seine und seiner Familie Ruhe doch nicht durch allzugroße Härte zu zerstören. Die Königin und die Prinzessin sei unschuldig, der Schritt des Kronprinzen müsse als die Handlung eines jungen Menschen betrachtet werden, der die Folgen nicht überlegt habe. Bisher habe die Welt ihn (den König) als einen gottesfürchtigen Herrn verehrt, was würde man aber von ihm denken, wenn er sich an dem Leben seines Sohnes vergriffe? Philipp II. von Spanien und Peter I. hätten dieses schreckliche Beispiel gegeben, aber der Abscheu aller Rechtschaffenen werde ihre Namen belasten, so lange die Geschichte dauere. Und wer könne denn sicher sein, daß Gott das unschuldige Blut seines Sohnes nicht noch bei seinem Leben an ihm räche? — »Sie reden sehr verwegen gegen mich,« erwiederte der König; »allein Sie werden mich nicht entrüsten und ich danke Ihnen dafür, weil Ihre Absicht gut ist. Gehen Sie hin und sein Sie ruhig und sagen dasselbe meiner Gemahlin.«

Die ganze Verfahrungsart des Königs, so sehr sie die Zeichen des Grimmes an sich trug, scheint doch nicht rasch genug, um einen ernstlichen Vorsatz, dem Prinzen das Leben nehmen zu lassen, anzukündigen. Für einen Mann von seiner Hitze waren der Zwischenreden und Handlungen zu viele, als daß man einen so außerordentlichen Entschluß hätte fürchten dürfen. Es scheint, daß die ganze nachfolgende Procedur für den Prinzen, für die Königin und die Familie, bloß als Schreckmittel und Strafe für den Hof und die Auswärtigen als Beweis aufgestellt werden sollte, wie hoch der König den Ungehorsam der Kinder und die Verletzungen seiner Majestät aufnehme, und wie schwer er verzeihe!

Es wurden noch mehrere verdächtige Personen verhört, eingesperrt und verwiesen, selbst der Lehrer des Kronprinzen, du

Hau. Die Tochter eines lutherischen Predigers, die man eines vertrauten Umgangs mit dem Prinzen beschuldigte, bekam öffentlich den Staupbesen und ward ins Zuchthaus gesperrt; die Bedienten des Prinzen verhaftet oder fortgejagt.

Als der Prinz in Mittenwalde angekommen war, ward er auf Katt's Aussagen noch einmal verhört, antwortete aber sehr freimüthig und fest. Grumbkow machte ihn auf die Gefahr eines solchen Betragens aufmerksam, aber er antwortete: er sei über Alles hinaus, was ihm begegnen könne, und sein Muth werde größer sein als sein Unglück. In demselben Sinne äußerte er sich bei der Nachricht, daß er auf die Festung Küstrin gebracht werden solle, bis sein Vater etwas Anderes über ihn verfüge: »Wenn ich nicht eher von da wieder wegkommen soll, bis ich mich auf's Bitten lege, so dürfte ich ziemlich lange dort bleiben.«

Das Zimmer, in welches er in Küstrin gebracht wurde, war fast ganz leer von Geräthe; er mußte auf hölzernen Schämeln sitzen und bekam weder Messer noch Gabel, sondern lauter geschnittene Speisen; er hatte einen schlechten blauen Rock auf dem Leibe, und an Büchern bloß die Bibel und ein Gesangbuch und nur vier Groschen zu seiner Disposition.

In Küstrin wurde ein neues Verhör angestellt, wo der Prinz sich eben so freimüthig und standhaft bewies als in Mittenwalde. Um sich nicht zu verwickeln, berief er sich auf das erste Verhör und betheuerte, keine andere, als Höflichkeitsbriefe an die Königin von England geschrieben zu haben. Auch von Katt konnte man nichts weiter herausbringen, ob man ihm gleich mit der Folter drohte.

Dieser Mangel an Beweisen und die Beharrlichkeit aller Eingezogenen, schlechterdings keine weitere Aufklärung zu geben, die der König wenigstens für sich zu haben wünschte, scheinen ihn auf's neue und mehr noch als vorher, gegen den Prinzen erbittert zu haben. Die Menge verschwiegener Freunde, die nichts Nachtheiliges für den Prinzen aussagen wollten, die Theilnahme an dem Schicksale des Prinzen, die man durch sein Stillschweigen bewies, und die festen Antworten des Kronprinzen, beleidigten den Stolz des Königs und man wird sehr geneigt, zu glauben, daß in diesem Zeitpunkte das Leben des Prinzen zum zweiten Male gefährdet war. Diese Gefahr stieg dadurch noch höher, daß die Minister, welche er zu Rathe zog, die Kühnheit hatten, ihm zu sagen, daß er kein Recht habe, den

Kronerben zu richten. Eine Einrede, welche nicht gut auf den Charakter des Königs berechnet war. Er pflegte bekanntlich ohne alle Rücksicht zu thun, wovon man ihm sagte, er dürfe es nicht thun.

Um ihnen gleich davon einen Beweis zu geben, ergriff er die Partei, den Prinzen weder als solchen, noch als seinen Sohn, sondern als Obersten seiner Truppen, also als Deserteur, richten zu lassen. In dieser Absicht setzte er einen Kriegsrath von zwei Generalmajors, zwei Obersten, zwei Oberstlieutenants, und zwei Hauptleuten nieder, der, nach vielem Sträuben, dem Prinzen und Katt den Kopf absprach, ohne daß sie persönlich erschienen. Nachdem Katt sein Urtheil vorgelesen war, wurde er nach Küstrin abgeführt *) und ihm ein Geistlicher, der Feldprediger Müller, zugegeben, um ihn zum Tode zu bereiten.

Katt's Hinrichtung.

Unterdessen hatte man auf den Platz der Citadelle ein Schafot errichtet, das mit dem Zimmer des Kronprinzen gleiche Höhe hatte. Zugleich hatte man die Fenster dieses Zimmers nach unten so erweitert, daß man aus denselben gerade auf das mit schwarzem Tuch bedeckte Blutgerüste gehen konnte. Weil alles dieses unter den Augen des Prinzen bereitet wurde, so zweifelte er nicht, daß es für ihn bestimmt sei. Am andern Morgen kündigte ihm ein Officier an, der König befehle, daß er Katt's Hinrichtung am Fenster mit ansehen solle. Als derselbe auf dem Schafot erschien, verlangte der Prinz, daß man die Vollstreckung des Urtheils aufschieben möchte, weil er dem Könige schreiben und der Thronfolge entsagen wolle, wenn dem unglücklichen Katt das Leben geschenkt würde. Aber man achtete, aus Furcht vor dem Könige, die Klagen und Bitten des Prinzen nicht. Als Katt dem Prinzen ganz nahe kam, sagte derselbe zu ihm: »Wie unglücklich bin ich, die Ursach Ihres Todes sein zu müssen!« — »Ach, gnädigster Herr,« antwortete Katt, »wenn ich tausend Leben hätte, ich würde sie mit Freuden für Sie hingeben.« Darauf knieete er nieder, hob seine Augen, die er sich nicht verbinden lassen wollte, gen Himmel, und rief: »Mein

*) Katt war überzeugt, daß es sein Leben gelte. Als der wachthabende Officier Abschied von ihm nahm und ihm sagte: er hoffe ihn bald wieder zu sehen, antwortete ihm Katt: „Gewiß nicht, mein Freund, der Tyrann dürstet nach Blut.“

Gott, in deine Hände befehle ich meinen Geist.« In dem Augenblicke, da der tödtliche Streich geführt wurde, fiel der Prinz in Ohnmacht und mußte auf das Bett getragen werden, er konnte sich auch lange nicht erholen. Außerdem hatte der König noch befohlen, daß Katt's Körper den ganzen Tag über auf dem Schafot liegen bleiben mußte, und erst gegen Abend in einen Sarg gelegt werden durfte.

Mit dieser Hinrichtung scheint der Grimm des Königs in sofern besänftigt gewesen zu sein, daß er nicht mehr nach dem Blute des Prinzen dürstete. Dies erhellet aus dem Umstande, daß er bei Katt's Abführung nach Küstrin dem obengedachten Feldprediger Müller eine schriftliche Instruction mitgab, an der Bekehrung des Prinzen nach Katt's Hinrichtung aus allen Kräften zu arbeiten.

Der Feldprediger meldete unter dem 6. November 1730, daß der Kronprinz durch Katt's Execution so angegriffen worden sei, daß er sich den ganzen Vormittag nicht habe erholen können. Am nächsten Tage berichtete derselbe, daß der Prinz auf geschehene Vorstellung seine Sünden erkenne, und Gott abbitte, er sehe ein, daß er sich bei den Verhören nicht mit der nöthigen Bescheidenheit betragen habe, welches aber gewiß geschehen sein würde, wenn man ihm in Güte zugeredet hätte, und er unterwerfe sich seines Königlichen Vaters Befehlen in allen Stücken. In einer andern Unterredung, berichtete der Prediger, brachte der Prinz seine Meinung über die unbedingte Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen und Vorherbestimmung zum Guten oder Bösen vor. Dieses suchte ihm dann der Prediger nach seinen Einsichten zu widerlegen. Und der Prinz schien sich nach einigen Einwendungen überzeugen lassen zu wollen. Der Prediger ermahnte ihn darauf, daß wenn er sehe, er sei wirklich Schuld an dem Unglücke, das er gestiftet habe, so müsse er den heiligen Geist zu seiner künftigen Besserung inbrünstig anrufen. Der Prinz erwiederte, daß er das wohl thun wolle, wenn nur Gott und der König ihm vergeben, was er nicht leicht glauben könne. Denn er könne von der zurückkehrenden Gnade des Königs noch nicht die geringste Spur entdecken. Der Prinz glaubte übrigens geraume Zeit, der Prediger solle auch ihn zum Tode bereiten und suche ihn auszuforschen. Der Prediger bemühete sich, ihm diese Meinung auszureden, tröstete ihn mit der göttlichen und väterlichen Barmherzigkeit und bat in dem Berichte an den König, daß die Härte, die man bisher

gegen den Prinzen bewiesen, gemildert werden möchte, weil sonst wohl eine unheilbare Gemüthskrankheit daraus entstehen möchte. Auf diesen Bericht folgte das zweite Königliche Handschreiben.

»Würdiger, lieber Getreuer. Ich habe eure Berichte vom 6. und 7. dieses wohl erhalten. Es ist euch darauf zur Antwort, daß ihr noch bis auf weitere Ordre daselbst verbleiben, und fleißig bei dem arrestirten Cronprinz hingehen, und ihm aus Gottes Wort zureden und ermahnen sollet, daß er recht in sich gehen und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen mich, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine **honneur** begangen; denn Geld zu leyhen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann und desertiren wollen, kämen von keinem **honnet-homme** her, sondern gewiß aus der Höllen, von des Teufels Kindern und also ohnmöglich von Gottes Kindern. Hiernächst habet ihr mir auf euer Gewissen, so wie ihr es dermaleinst vor Gott verantworten könnt, gemeldet, daß der Prinz in Cüstrin sich zu Gott bekehrte und seinen König, Herrn und Vater tausendmal um Vergebung bäte, über alles, was er gethan nnd verbrochen hätte, und daß es ihm von Herzen leyd thäte, daß er sich nicht allemal seines Vaters Willen, willigst unterworfen hätte; woferne ihr nun den Cronprinz also findet, daß er dieses veste vor Gott verspricht, und ihm seine Sünden von Herzen leyd sind, es auch seine wahre Intention ist, sich versicherter maaßen und auf die Art, wie ich es hier gesetzet, zu bessern; so sollet ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihm zwar noch nicht gänzlich pardonniren könnte; aber ich würde ihn dennoch, aus unverdienter Gnade, aus dem scharfen Arrest lassen und wiederum Leute bei ihn geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten; es sollte ihm die ganze Stadt zum Arreste sein, so, daß er nicht aus der Stadt gelassen werde. Ich würde ihm auch vom Morgen bis Abend **Occupationes** geben, bei der Kriegs- und Domainenkammer und Regierung; sowohl in ökonomischen Sachen zu arbeiten, als Rechnungen abzunehmen, Akten nachzulesen, und Extracten zu machen; ehe und bevor aber solches geschehe, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, meinem Willen und Ordre stricte und gehorsamlich nachzuleben, und in allen Stücken zu thun, was einem getreuen Diener, Unterthan und Sohn gehöret und gebühret; woferne er aber wieder umschlagen, und auf die alten Sprünge kommen

würde, solle er der Crone und der Chur bei der Succession verlustig sein, auch nach denen Umständen wohl gar das Leben verlieren; er möchte sich also patientiren, bis alles, was zu der neuen Einrichtung gehöret, fertig sein wird, alsdann ich ihm die Generallieutenants von Grumbkow, von Borck und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obristen von Waldow und von Derschau, und den Geh. Rath von Thulemeyer hinsenden würde, ihm den Eyd abzunehmen. Ich erinnere euch hiebei, dem Prinzen in meinem Namen vorzustellen, daß ich ihn wohl kennete, oder ob er noch glaube, daß ich ihn nicht gekandt? also würde er selbst überzeugt seyn, daß ich sein böses Herz kennete; wo demnach dasselbe nicht gebeuget und geändert, sondern in dem alten Zustande wäre, und er diesen vorgedachten Eyd abschwören sollte, würde er selbigen nur nachmurmeln und nicht laut nachsprechen; ihr sollet ihm dannenhero wegen dieses Punkts in meinem Namen sagen; ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eyd laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sey, solchen nach denen Worten zu halten. Die reservationes mentales verstünden wir hier nicht, sondern wir verstünden nichts als wie es da geschrieben stünde; woferne er nun den Eyd übertreten und brechen würde, so würde, könnte keine Excüse weiter Statt haben; also möchte er dieses wohl bedenken und sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern, weil dieses eine sehr wichtige und schwere Sache wäre.

Gott der Allerhöchste gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, und auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater, um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen! Amen! Ich bin übrigens euer wohlaffectionirter König

Wusterhausen, Fr. Wilhelm.
am 8. Nov. 1730.

Mit diesem verfügte sich der Prediger zum Prinzen und fand ihn in der Bibel lesend, und zwar bei der Stelle: Ebr. 2, 14. 15., welche ziemlich auf seinen Zustand paßte. Er ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch über das Verdienst Christ

durch den Tod ein, und der Prediger nahm auf's neue Gelegenheit, ihn auf die Materie der Buße und Bekehrung zu führen, und ihn zu fragen, ob er denn auch bei derselben standhaft bliebe und die nöthigen submissen Gesinnungen gegen seinen Herrn Vater hege, und künftig beweisen wolle? — Er antwortete, daß er dies gern wolle, wenn sein Herr Vater seiner Zusage als aufrichtig trauete. Der Prediger antwortete, daß dies der Fall sein würde, wenn er die Wahrheit seiner guten Vorsätze mit einem Eide bestätigen könnte. — Der Prinz fragte wieder, ob ihm dann der König auch wieder gnädig sein würde? und ob er das gewiß wüßte? — Der Prediger sagte ihm darauf den Inhalt der zweiten Instruction, wodurch der Kronprinz so gerührt wurde, daß ihm die Thränen aus den Augen fielen. Aber bald fragte er wieder: ob der Prediger vielleicht nur so sagen müßte? worauf dieser umständliche Mann die Ordre aus der Tasche holte und sie dem Prinzen vorzeigte.

Nachdem er sie gelesen, sagte er, daß er sich Alles gefallen lasse, so wie er den Eid, von dessen Wichtigkeit er überzeugt sei, laut und deutlich nachsprechen werde. Hierbei aber habe er das Vertrauen, daß sein Herr Vater nichts anders, als was väterlich sei, von ihm verlangen, und daß man ihm vorher die Eidesformel vorlegen solle, damit er nichts beschwöre, was er nicht reiflich und gewissenhaft erwogen hätte. — Auf königlichen Befehl unterhielt sich der Prediger noch einige Tage mit dem Prinzen, las mit ihm in der Bibel, suchte ihn in seinem Glauben recht zu befestigen, betete mit ihm auf den Knien und der Prinz bewies hierbei eine besonnene Folgsamkeit, die ihren Zweck nie aus den Augen verlor. Die Liebe zum Leben war in ihrer ganzen Stärke wieder zurückgekehrt.

Während der König bereits entschlossen war, dem Prinzen zu verzeihen, stellte er sich noch immer so, als ob er ihm das Leben nicht schenken könne, um die Königliche Familie und den Kronprinzen zu ängstigen und vor ähnlichen Versuchen zu warnen. Darüber gingen denn von mehreren Regenten Bittschreiben ein, dem Prinzen das Leben zu schenken, durch die er sich nun mit Ehre konnte besänftigen lassen. Endlich erhielt Grumbkow vom Könige die Weisung, den Prinzen zu vermögen, daß er sich vor ihm demüthige und ihm in eignem Schreiben um Verzeihung bäte. Doch sollte Grumbkow nicht merken lassen, daß der König diesen Schritt veranlasse. Grumbkow reis'te sogleich nach Küstrin und rieth dem Prinzen, ohne Verzug einen

sehr demüthigen Brief zu schreiben, da der König sich in einer sehr günstigen Stimmung befände. Anfänglich wollte der Prinz davon nichts hören, besonders auch, weil Grumbkow die Sache betrieb, den er haßte; als ihm aber dieser bemerklich machte, daß er dadurch seine Frau Mutter und seine noch immer im Arrest befindliche Schwester Friederike gleichsam ins Leben zurückrufen würde, so ergriff er die Feder und schrieb.

Nachdem der König diesen Brief erhalten hatte, schickte er eine Commission nach Küstrin, welche ihm ankündigte, daß er des bisherigen engen Arrestes entledigt sei, aber bis auf weitere Ordre in Küstrin als Privatmann bleiben solle, um daselbst bei der Domainenkammer als Rath zu arbeiten und daß er sich nun ganz und ausschließlich auf die Staatswirthschaft legen solle. Zugleich wurde ihm durch gedachte Commission ein Eid abgenommen: 1) daß er nie gegen Die, welche er im Verdacht hätte, ihm zuwider gehandelt zu haben, Rache üben wolle; 2) daß er sich nie wieder dem väterlichen Gehorsame entziehen und ohne dessen Erlaubniß eine Reise machen wolle; 3) daß er fromm leben und 4) sich mit keiner andern Prinzessin vermähle, als die ihm der König geben würde. — Dabei wurde, was ihm gewiß bitter ankam, erklärt, daß er seine Befreiung vorzüglich der Gnade des Kaisers verdanke. Der Prinz leistete den Eid, bekam seinen Degen wieder und mußte gleich darauf in der Kirche die Predigt anhören und das Abendmahl empfangen. Darauf stellte man ihm seinen neuen Hofstaat vor, der sehr klein und aus lauter ihm unbekannten Leuten zusammengesetzt war. Auch seine Einkünfte waren sehr mäßig, so daß zu seinem Vergnügen Nichts übrig blieb. Seine Kleidung bestand aus einem grauen Rocke mit schmaler silberner Tresse und es war ihm verboten, französisch zu sprechen.

Erst nach einigen Monaten kam der König nach Küstrin, wo sich ihm der Prinz zu Füßen warf, und für die erzeigte Gnade dankte, wo aber von dem Vorgefallenen kein Wort erwähnt wurde. Der Prinz wohnte seitdem zu Küstrin, arbeitete daselbst bei der Domainenkammer, und kam erst zu Ende des Jahres 1731, bei der Vermählung seiner Schwester Friederike mit dem Markgrafen von Baireuth, zurück. Das Wiedersehen verursachte seiner Mutter und seinen Schwestern große Freude, aber Friedrich hingegen blieb dabei so gleichgültig, daß der König ihm selbst Vorwürfe darüber machte. Er speiste mit dem Könige allein, und der König versicherte ihm, daß er Alles ver-

gessen wolle, aber auch zum letzten Male. Bei dem Balle tanzte er mit, aber so, daß man wohl merken konnte, er sei seiner Familie fremd geworden. Am folgenden Tage gab ihm der König ein Infanterieregiment und erlaubte ihm Degen und Uniform zu tragen. Er erhielt seitdem auch mehr Freiheit, sich seine Gesellschaften und Vergnügungen selbst zu wählen, und genoß das letztere bisweilen um so stärker, je eingeschränkter er bisher hatte leben müssen.

58. Friedrich der Große und die Jesuiten.

Vor Aufhebung des Ordens der Jesuiten in den österreichischen Staaten, wo sie mit der Censur beauftragt waren, befand sich der Sohn eines ungarischen protestantischen Geistlichen in Halle, wo er seine theologischen Studien beendigt hatte, und nun im Begriff stand, in sein Vaterland zurückzukehren. Zuvor aber wünschte er noch den König zu sehen, der seiner Landesmutter so viel zu schaffen gemacht, und dessen Kriegsruhm damals noch ganz Europa erfüllte. In dieser Absicht reis'te er nach Berlin, und machte von da aus einige Male den Weg nach Sans-Souci, wo der König sich aufhielt, ohne seinen Zweck erreichen zu können, obschon er sich stets in der Nähe des Schlosses aufhielt. Endlich wurde ihn der König gewahr, der bekanntlich auf Alles achtete, was um ihn her vorging, und da er bemerkte, daß der junge Mann sein Augenmerk beständig auf das Schloß richtete, beauftragte er einen seiner Adjutanten, denselben auszuforschen. Bald war dieser mit der Veranlassung hierzu bekannt, die er dem Könige hinterbrachte, welcher mit seiner gewohnten Leutseligkeit den Ungar vor sich bescheiden ließ, sich nach allen seinen Verhältnissen erkundigte und ihm endlich vorschlug, im preußischen Staate zu bleiben, was Jener jedoch ablehnte, weil sein schon bejahrter Vater eine Stütze an ihm zu finden hoffe. Als der König äußerte: er dürfe ja seinen Vater nur zu sich kommen lassen, sobald er eine Pfarre erhalten habe, die ihm nicht lange vorenthalten bleiben solle, erwiederte der Candidat: dieser werde sich weder von seiner Gemeinde, noch von seinem Vaterlande trennen. »Das thut mir leid,« sagte der König, »daß ich gar nichts für Ihn thun kann.« — »Etwas wüßte ich wohl,« war die Antwort des sich überglücklich Fühlenden: »ich wünschte einige Bücher theologischen Inhalts mitzunehmen, allein die Väter Jesu gestatten ihr Einbringen nicht; wenn Ew. Majestät mir diese Begünstigung auszuwirken

die Gnade haben wollten.« — »Was sind das für Bücher?« fiel der König ein; »schreibe Er sie mir sämmtlich auf; die will ich Ihm schenken, und wenn Er dann sagt, daß Er sie von mir bekommen hat, so werden die Herren Patres schon Raison annehmen.«

Obschon der junge Mann hieran zweifelte, so mußte er doch des Königs Willen nachkommen; er zeichnete also die gewünschten Werke auf, die ihm der König, noch durch andere gleichen Inhalts vermehrt, zum Präsent machte, und beim Abschiede sagte: »Nun reise Er in Gottes Namen! mache Er den Herren Patres in Wien mein Compliment. Sollten sie Ihn aber doch molestiren wollen, so wende Er sich nur an meinen Gesandten dort, der wird dann schon weiter sorgen.«

Was der Candidat vermuthete, ging in Erfüllung; seine Sachen wurden an der Grenze untersucht, die Bücher nach Wien geschickt, und obschon ihr Besitzer dort anzeigte, daß und von Wem er sie geschenkt erhalten habe, von den Jesuiten confiscirt, weil sie meinten: der König von Preußen habe in Wien Nichts zu befehlen. Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als dem preußischen Gesandten sein Leid zu klagen. Dieser hieß ihm guter Dinge sein, versprach ihm die gewisse Zurückgabe seiner Bücher, wenn es sich auch in die Länge damit ziehen sollte, rieth ihm, sich nicht aus Wien zu entfernen, und gab ihm eine Anweisung auf einen der ersten Gasthöfe Wiens, wo er auf seine Rechnung verzehren sollte so viel er wolle, jedoch nicht unter einem festgesetzten ansehnlichen Betrage, wobei er gute Freunde zu Hülfe nehmen könne, und forderte ihn auf, dreist ihm zu sagen, was er etwa sonst noch bedürfe. Ein junger Mann, der erst von der Universität kommt, müßte wohl sehr dumm sein, wenn er eine solche Gelegenheit, das Leben zu genießen, ungenützt ließe.

Während dies in Wien vorging, erhielten die Jesuiten in ihrem Kloster zu Breslau auf einmal zwanzig Mann Soldaten, unter Anführung eines Unterofficiers, als Execution, die sich gut bewirthen zu lassen und jeder Gemeine einen Thaler, der Unterofficier zwei Thaler täglich Gebühren zu fordern angewiesen waren. Die Patres, hierüber auf's äußerste bestürzt, und nicht wissend, wodurch sie des Königs Ungnade auf sich geladen hätten, schickten Zwei aus ihrer Mitte an den Monarchen, um seinen Zorn zu besänftigen. Einige Tage hatten diese schon in der Residenz zugebracht, ohne vorgelassen zu sein, und als es

ihnen endlich gelang, erklärte der König: er habe nicht Zeit, sie anzuhören, weil er eben im Begriff stehe, zur Revüe nach Magdeburg zu reisen, wohin sie, wenn sie wollten, ihm folgen könnten. Hierzu entschlossen sie sich nun zwar, allein auch dort konnten sie ihr Gesuch nicht anbringen, und als der König von da nach Wesel reis'te, folgten sie ihm auch dorthin, ohne etwas auszurichten. Erst nach des Königs und ihrer eigenen Rückkehr in die Residenz, konnten sie dem Könige ihr Anliegen vortragen; erhielten jedoch die Antwort: sie möchten sich um die Veranlassung seines Unwillens bei ihren Herren Confratres in Wien erkundigen. Es blieb ihnen daher nichts weiter übrig, als nach der Kaiserstadt zu reisen. Dort wurde ihnen bald Alles klar, und sie betrieben auf's eifrigste die Rückgabe der confiscirten Bücher. Froh, den Zweck ihrer Sendung erreicht zu haben, kehrten sie nach Breslau zurück, allein die militairische Execution blieb noch fortwährend. So wurde denn eine neue Reise nach der Residenz nothwendig, wo sie demüthigst um Aufhebung des Zwanges baten, und die Auslieferung der Bücher berichteten. »Sind denn die Rechnungen in Wien auch bezahlt?« fragte der König. Das konnten sie freilich nicht bejahen, und so sahen sie sich denn genöthigt, noch ein Mal dort hin zu reisen, um Alles zu berichtigen, worauf sie endlich von der Execution befreit wurden. Das Schicksal, welches ihr Kloster empfunden hatte, betraf nämlich den ganzen Orden, da dieser nur ein Ganzes ausmachte, und so bestätigte sich hier das Sprichwort: Könige haben einen langen Arm.

59. Das Biergeld.

Bekanntlich kam Friedrich der Große, im siebenjährigen Kriege, beim Recognosciren den österreichischen Vorposten einst so nahe, daß er auf einen Panduren traf, der bereits auf den König anlegte, und dem dieser drohend zurief: »Du, Du!« worauf der Erschrockene das Gewehr fallen ließ.

Ein Weinschänker zu Hohenelbe in Böhmen, der ein sehr aufgereimter Kopf und ein sehr wohlhabender Mann war, erzählte noch 1813 zur Kurzweil seiner Gäste diesen Vorfall auf folgende drollige Weise:

»Schaun 's meine Herren, daß ich so a reicher Kampel bin, das hab ich dem großen Fritz zu verdanken; denn schaun 's: gleich als die Preußen im siebenjährigen Kriege in Böhmen eingeruckt sein, da steht mein Vater mutterselig allein auf dem

Vorposten Schildwacht. Nu kommt der Fritz ang'ritten, g'rad' auf meinen Vater zu, und der, nit faul, nimmt 'n aufs Korn. Na, sagt der König, was wär' mir denn das? Du wirst doch kein Talk sein und dem siebenjährigen Krieg schon in den ersten vier Wochen ein End' machen? gleich thu Dein' Schuldigkeit! Wie er das g'sagt hat, präsentirt mein Vater vor dem Fritz das G'wehr. So ist 's recht, hat er da g'sagt; nu will ich Dir aber auch a Biergeld geben, und greift in d' Hosentaschen und giebt meinem Vater dreißigtausend Thaler in lauter preußischen Sechsern, und der fangt mit dem Geld den Weinhandel an, den i heut' noch hab'.«

60. Der König in Frankfurt.

Ein Officier schrieb aus Frankfurt an der Oder zwei Tage vor der Schlacht bei Zorndorf Folgendes:

»Gestern rückte der König mit uns hier ein. Er ritt durch die Stadt voran, und die Kavallerie folgte mit entblößtem Säbel. Niemand wußte, ob man sich hier aufhalten, oder nur durchmarschiren würde. Plötzlich rief der König, als er vor das Haus einer Predigerwitwe kam: »Halt!« schickte einen Adjutanten hinein, und ließ sagen: er wolle da logiren. Die Witwe erschien sogleich selbst, entschuldigte sich demüthig, daß ihre Wohnung zu unwürdig sei, einen so großen Monarchen aufzunehmen, indem sie nur ganz kleine schlechte Zimmer habe. Der König hob sie mit eigenen Händen von der Erde auf, sagte ihr ganz freundlich: sie solle nur das erste beste Zimmer hergeben. Sie that's, und er trat hinein. Bald aber kam er wieder vor die Hausthüre, lehnte sich an den Thürpfosten, und commandirte: »Marsch!« In der Zeit, da die Truppen vor dem Könige vorbeidefilirten, hörte man sehr deutlich jeden feindlichen Schuß auf Küstrin. Ich bemerkte, daß der König bei jedem Schusse eine Prise Taback nahm, und man sah selbst durch die seltene Standhaftigkeit, welche den Charakter dieses unbegreiflichen Helden auszeichnet, die Empfindung des Mitleidens über das Schicksal der unglücklichen Stadt, und bange Ungeduld, ihr zu helfen, hervorschimmern. Als die Truppen ihre Quartiere bezogen hatten, aß der König mit dem Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau und dem General Seidlitz eine Kalteschale. Dann wurden die Ordres wegen des Aufbruches am folgenden Morgen ertheilt. Zwei Stunden nachher aber liefen durch einen Spion

andere Nachrichten ein, und wir brachen schon früh um zwei Uhr auf. Bis zu dieser Zeit saß der König mit vorgedachten beiden Herren in seinem Zimmer an einem kleinen runden Tischchen, und schrieb. Um zwei Uhr stieg er wieder zu Pferde. So wenig rastete der Schutzengel und Rächer der Seinen, uud so marschirten wir in einem Zuge auf Küstrin los.«

61. Rede des Königs an seine Generale.

Als der König am 5. April 1778 die Revüe gehalten hatte, und nun im Begriff stand, den baierischen Erbfolgekrieg zu unternehmen, hielt er nachstehende Rede an seine alten Generale:

Meine Herren!

Ich habe Sie hier alle zu einem gemeinschaftlichen Zwecke versammelt. Die meisten unter Ihnen haben, so wie ich selbst, mit einander gedient, und sind im Dienste unseres Vaterlandes grau geworden; wir Alle wissen also am besten, an was für Gefahren, Arbeiten und Ruhm wir insgesammt Antheil genommen haben. Ich zweifele gar nicht, daß Sie alle, so wie ich, einen Abscheu vor dem Blutvergießen haben; aber die Gefahr, die unsern Ländern jetzt droht, macht es uns nicht allein zur Pflicht, sondern setzt uns auch in die unvermeidliche Nothwendigkeit, die geschwindesten und wirksamsten Maaßregeln zu ergreifen, den Sturm, der über uns auszubrechen droht, zu rechter Zeit zu zerstreuen. Ich verlasse mich ganz auf Ihren mir von sonst her bekannten rühmlichen Diensteifer, und werde ihn gewiß Zeitlebens mit dem größten Vergnügen erkennen. Vor allen Dingen empfehle ich Ihnen, und mache es Ihnen zur heiligsten Pflicht, daß Sie in jedem Zustande an den Feinden Leutseligkeit ausüben, und auf die strengste Disciplin Ihrer unterhabenden Corps eine unablässige Aufmerksamkeit haben. — Ich wünsche zwar nicht mit dem Pomp eines Königs zu reisen — daß ich keinen Wohlgefallen an reichen Equipagen habe, wissen Sie alle; aber mein zunehmendes Alter und meine Schwachheit machen mich unfähig zu reiten, wie ich in meiner Jugend gethan habe; ich werde mich also einer Postchaise bedienen müssen. Am Tage der Bataille sollen Sie mich aber zu Pferde sehen.

62. Echt Königlich.

Unter den unzähligen Wohlthaten, die der König seinen Ländern erwies, gehört auch die, daß er die abgebrannte Stadt Greifenberg wieder aufbauen ließ. Die Einwohner dieses Städtchens sandten Abgeordnete nach Hirschberg, um dem Könige bei seiner dortigen Durchreise für diese große Gnade zu danken.

»Ihr habt gar nicht nöthig, mir deßwegen zu danken,« antwortete der gütige Monarch, »es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen. Dafür bin ich da, dafür bin ich da!«

63. Der oberste Justizcommissarius.

Bei des Königs letzter Reise nach Preußen, im Jahre 1784, hatte der dortige Präsident, Herr von Massow, eine gnädige und rührende Audienz. Der Hauptinhalt der Rede des Königs war folgender:

»Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht, und ich muß Ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizcommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit halten soll; aber ich kann nicht Alles bestreiten, und muß daher solche Leute haben, wie Er ist, die Andern zu ihren Rechten verhelfen. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir; denn ich muß nicht allein von allem Bösen, was ich thue, sondern auch von allem Guten, was ich unterlasse, Rechenschaft geben. So auch Er. Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehn der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute! — Hat Er Güter?«

»Nein, Ihro Majestät!«

»Will Er welche kaufen?«

»Dazu habe ich kein Geld, Ihro Majestät.«

»Gut, so weiß Er, was Armuth ist, und so muß Er sich um so viel mehr der Bedrängten annehmen!« u. s. w.

64. Das frühe Erwachen.

Der König war gegen seine Bedienten außerordentlich leutselig, und dies bewies er auch in seiner letzten Krankheit. Als er einst in der Nacht aufwachte, rief er den im Vorzimmer stehenden Bedienten, und fragte ihn, wie viel es an der Uhr sei? »Es hat Zwei geschlagen,« erwiederte dieser. »Noch sehr

früh!« fuhr der König fort, »aber ich kann nicht schlafen! Sieh doch einmal, ob meine Leute munter sind, wecke sie aber ja nicht auf, denn sie sind müde. Wenn Du aber Neumann (der Name seines Kammerhusaren) wachend findest, so sage nur: ich glaube wohl, der König wird bald aufstehen. Wecke aber Niemanden auf!«

65. Die nächtliche Unterhaltung.

Während dieser seiner letzten Krankheit hatte der König viel unruhige Nächte, und alsdann pflegte er sich gewöhnlich mit demjenigen seiner Bedienten zu unterhalten, der so eben die Wache bei ihm hatte. In einer solchen schlaflosen Nacht fragte er den wachthabenden Bedienten, wie hoch es an der Uhr sei? »Zwölf Uhr,« erwiederte dieser. »Ach,« sprach der König, »ich kann gar nicht schlafen, erzähle mir doch was!« — Der gute Bediente, ein junger ehrlicher Pommer, konnte freilich seinen Monarchen nicht unterhalten, deßwegen gab ihm der König sogleich Stoff, und fragte ihn weiter:

»Wo bist Du her?«

»Aus einem Dorfe in Hinterpommern.«

»Hast Du noch Eltern?«

»Noch eine alte Mutter.«

»Wovon ernährt sie sich?«

»Vom Spinnen.«

»Wie viel verdient sie täglich damit?«

»Alle Tage ihre sechs Dreier.«

»Davon kann sie sich wohl nicht viel zu Gute thun.«

»Hm! in Pommern ist's wohlfeil leben.«

»Hast Du ihr denn noch Nichts geschickt?«

»O ja, ich habe ihr schon einige Male ein paar Thaler geschickt.«

»Da hast Du brav daran gethan,« fuhr der König fort, »Du bist ein guter Junge. Mit mir hast Du auch so viel Mühe; aber gedulde Dich nur. Ich werde Dir auch was sammeln, wenn Du hübsch artig bist.« Und so entließ er diesen jungen Menschen.

Als nach einigen Tagen die Wache wieder an dem Pommer war, ließ ihn der König vor sich treten und sagte zu ihm: »Geh nach dem Fenster hin, da liegt etwas, das hab ich für Dich gesammelt.« Hier lagen mehrere Goldstücke, und der Bediente war verlegen, ob er sie alle nehmen sollte. Er nahm

daher nur einige, und sagte: »Ich soll doch nur diese (indem er die Hand öffnete und zeigte) haben?« — »Nein,« antwortete der König, »Du sollst sie alle haben, und Deiner Mutter habe ich auch etwas geschickt!« Dieser letzten Sache wegen erkundigte sich der ehrliche Bediente hernach beim Kabinetsrath, und hörte zu seiner Freude und seinem Erstaunen, daß der König seiner Mutter zeitlebens jährlich 100 Thaler ausgesetzt habe.

66. Die Ernennung zum Rittmeister.

Auf einer der größeren Revüen, die wenige Jahre vor dem Baierischen Erbfolgekriege in Schlesien gehalten wurden, sollte ein neues, wichtiges und von Friedrich selbst erfundenes Kavallerie-Manöver ausgeführt werden. Acht Regimenter, theils schwere, theils leichte Reiterei, stellten sich auf, und den linken Flügel bildete das in allen Feldzügen durch seine Tapferkeit so berühmt gewordene Husarenregiment v. W. —

Der Entwurf des Königs war, daß alle diese Regimenter in einer mit Fleiß gewählten schiefen Richtung in Zügen dicht vor ihm vorbei, in scharfem Trabe, aber in genauester Distanz, ein festgesetztes Ziel erreichen und sich daselbst in möglichster Geschwindigkeit zum Angriff formiren sollten.

Das Manöver ging an. Aber eins der ersten Regimenter gerieth dabei in Unordnung; die Züge verwirrten sich, man verlor die Distanzen, und alle Bemühungen der Officiere, während des raschen Reitens die verlorene Ordnung wieder herzustellen, waren fruchtlos. Was eine ganz natürliche Folge sein mußte, geschah auch hier; die Verwirrung theilte sich den folgenden Regimentern mehr oder weniger mit, und so war es denn auch natürlich, daß besonders das auf dem linken Flügel, also ganz zuletzt reitende brave Husarenregiment v. W. auf eine Art vor dem Monarchen vorbeisprengte, die unmöglich den Beifall desselben haben konnte. Den letzten Zug dieses Regiments führte ein Lieutenant, Namens M., einer der bravsten Officiere, der sich durch sein Benehmen und durch seine ausgezeichnete Tapferkeit vom gemeinen Husaren zum Posten eines Premier-Lieutenants hinauf geschwungen hatte.

Mit dem größten Unwillen hatte Friedrich die Verwirrung angesehen; laut hatte er sein Mißfallen geäußert, und jetzt sammelte sich sein ganzer Unwille auf jenen unglücklichen Officier, der den letzten Zug führte, auf den braven M.

Hingerissen von seinem Verdrusse, sprengte der König unter

den härtesten Aeußerungen seiner Aufwallung und mit aufgehobenem Krückstocke auf den Officier los, der aber, um den weiteren Ausbrüchen des königlichen Zornes zu entgehen, sein Pferd sogleich herumwarf, und, verfolgt von dem immer zorniger werdenden Könige, an der Linie hinaufsprengte, ohne daß ihn Friedrich einholen konnte.

Möglich, daß diese starke Bewegung des Königs heftigen Unwillen gemildert hatte; der Monarch wurde ruhiger, die Regimenter, die sich während dieser Zeit so gut als es gehen wollte, aufgestellt hatten, sollten jetzt auf seinen Befehl das ganze Manöver noch einmal, und zwar in der Ordnung machen, daß man links abschwenkte, und also jenes auf dem linken Flügel haltende Regiment das erste wäre. Musterhaft wurde nun das ganze Manöver ausgeführt, und laut äußerte der König seine Zufriedenheit mit der Ausführung.

Kaum waren die Husaren in ihr Quartier gerückt, als auch schon der Lieutenant M. sich bei seinem Chef, dem braven General W., einfand. — »Nun, lieber M., was bringt Sie zu mir?« — »Nichts, als die Bitte um meinen Abschied.« — Der General sah ihn, sich verwundernd, an. »Sie suchen Ihre Entlassung? Die Bitte kann ich Ihnen um so weniger gewähren, da ich Sie schon zu meinem Regiments-Adjutanten bestimmt habe; Sie wissen, dieser Posten ist vacant.« — »Ich danke für das Zutrauen; bestehe aber doch auf meine Entlassung, und bitte Sie, Herr General, mein Gesuch bei Sr. Majestät zu unterstützen.« — »Bedenken Sie, mein Sohn, Sie haben kein Vermögen; ein guter Civilposten findet sich auch nicht sogleich; wovon wollen Sie leben?« — »Das ist mein geringster Kummer. — Ich bitte um meine Entlassung.« — »M., besinnen Sie sich.« — »Ich habe meine guten Gründe, die mich zu einer Bitte bewegen, die ich sonst nie gethan haben würde.« — »Gründe haben Sie?« — »Es ist schon an dem einen genug, daß der König mir heute mit seinem Krückstocke gedrohet hat. Ich konnte kaum einer Behandlung entgehen, die mich auf ewig entehrt hätte. Das Regiment hat diesen Auftritt gesehen, ich kann es keinem Officier verdenken, wenn er mit mir nicht länger dienen will; ich würde alle Tage Händel haben, und das will ich nicht.« — »Nun denn eine Bitte von meiner Seite!« sagte der General, und reichte dem Lieutenant die Hand. — »Uebereilen Sie nichts! Dem Könige geht mehr durch den Kopf, als uns; warten Sie mit Ihrer Bitte bis

morgen!« — M. versprach dies; äußerte aber nochmals gegen den General die Bitte, daß er zu der Erreichung seines Wunsches beitragen möchte. Er verließ den General.

Mittags war große Tafel bei dem Könige. Auch der General W., einer der Lieblinge des Königs, war dort und saß dem Monarchen gegenüber. Man sprach über das zum ersten Male mißglückte und zum zweiten Male so ausgezeichnet schön ausgeführte Manöver. Friedrich schrieb das Gelingen desselben der schönen Richtung zu, die das Regiment W. dem Ganzen gegeben hätte, und ertheilte sowohl dem Regimente, als dem General, die größten Lobsprüche. W. hörte dies dankbar an, fiel aber mit aller ihm eigenen Unerschrockenheit ein: »Dies schöne Manöver bringt mein Regiment um seinen bravsten Officier.« — »Wie so?« fragte Friedrich gespannt. — »Der Lieutenant M., den Eure Majestät nach der Affaire bei Burkersdorf noch auf dem Schlachtfelde vom gemeinen Husaren zum Officier machten, bittet um seine Entlassung.« — W. schwieg. Auch Friedrich schwieg einige Augenblicke; dann fragte er: »Ist der Lieutenant wirklich ein so braver Officier?« — »Ich kenne keinen, der ihn übertrifft.« — »Weßhalb will er seine Entlassung?« — Mit möglichster Unbefangenheit erzählte W. die Veranlassung. Friedrich schwieg und bald verdrängte ein anderer Gegenstand den ganzen Auftritt.

Am folgenden Morgen sollte wieder manövrirt werden; die Regimenter stellten sich auf, M. hielt vor seinem Zuge, als der König sich näherte. — »Heißt Er nicht M.?« — fragte Friedrich. — »Ja!« — »Hör' Er, mein Sohn,« fuhr der Monarch mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit fort: »Er ist Rittmeister. Ich habe es Ihm schon gestern sagen wollen, aber ich konnte Ihn nicht einholen. Er reitet ja wie der Teufel.« Mit diesen Worten verließ der Monarch den Lieutenant, der nun an keine Bitte um Entlassung mehr dachte.

67. Keine Bergschotten.

Ein sonst tüchtiger Capitain hatte den Fehler, bei einer unerwarteten Anrede gleich verlegen zu werden, und in dieser Verlegenheit oft Sachen zu sagen, die er bei ruhiger Ueberlegung nie gesagt haben — wenigstens nie so gesagt haben würde. Seine Compagnie war übrigens eine der schönsten im Regimente, weil er besonders auf einen netten Anzug und auf eine gute Haltung des Soldaten hielt.

Einst hielt Friedrich die Specialrevüe: die Compagnien standen aufmarschirt und der Capitain hielt so eben eine kurze Anrede über den Anzug an seine Soldaten. Eben sagte er: »Und nun muß ich Euch noch Eins sagen« — als Friedrich, den er nicht bemerkt hatte, neben ihn trat und ihn fragte: »Und was wäre dies, Herr Hauptmann?« — Ganz verlegen und mit blutrothem Gesichte sagte der Capitain: »Ich wollte meinen Leuten nur sagen, daß sie ja die Westen recht herauf und die Hosen herunter ziehen sollten.« — »Das wollen wir doch verbitten,« erwiederte Friedrich lachend. »Ich habe ja keine Bergschotten in der Armee.« —

Der Capitain hatte in seiner Verlegenheit gar nicht bemerkt, daß seine Verwechselung eine sonderbare Nebenidee veranlaßte. Seine Verlegenheit stieg aber auf's Höchste, als nach dem Weggehen des Monarchen der Lieutenant ihm erzählte, was er gesagt habe.

68. Die geschenkte Dose.

Unter den Männern, die der König ihrer Verdienste und ihres Charakters wegen schätzte und sich gern mit ihnen unterhielt, war auch der Großkanzler Jariges. Eines Tages wurde er nach Potsdam zum Monarchen eingeladen. Die eigentlichen Geschäftssachen waren abgemacht, und der König ging mit ihm, vertraulich über andere Gegenstände sprechend, im Zimmer auf und ab. Gerade diese Stunden waren die, in denen der, des Vertrauens Gewürdigte sich am meisten in Acht zu nehmen hatte; der Monarch bemerkte den geringsten Verstoß gegen Schicklichkeit und ahnete ein solches Vergehen oft empfindlich.

Der Monarch öffnete während des Auf- und Abgehens eine in der Hand habende Dose, um eine Prise zu nehmen; der Großkanzler vergaß sich und nahm auch eine Prise aus der Dose. Friedrich, ohne sich die Unschicklichkeit merken zu lassen, öffnete bei der Rückkehr zum Fenster dasselbe und ließ die Dose in den Garten hinabfallen, ohne im mindesten die Unterredung abzubrechen. Als der Großkanzler wieder in Berlin angekommen war, fand er den Abend eine prächtige emaillirte und mit Steinen reich besetzte Dose auf seinem Tische; sie war mit braunem Taback angefüllt, und unter ihr lag ein Papier mit folgenden Worten: »Da man weiß, daß Ihre Excellenz guten rapirten Taback lieben, so schlägt man Ihnen vor, aus dieser Dose welchen zu nehmen, die Ihnen von guter Hand kommt.« — Ja-

riges schrieb gleich am folgenden Morgen dem Könige. »Ungeachtet der äußersten Ueberraschung, die mir gestern Abend der Anblick einer prächtigen Dose auf meinem Tische verursacht hat, wurde ich bald überzeugt, daß sie nur vom Könige, meinem Herrn, kommen konnte. Es ist unmöglich, das auszudrücken, was ein Herz, das so viele Jahre für Ew. Majestät schwärmerisch eingenommen war, bei dieser Gelegenheit empfunden hat.« — Friedrich antwortete am folgenden Tage: »Ich bin über die Dankbarkeit gerührt, die Ihr mir wegen der Dose versichert. Sie kam von mir.«

69. Der Hut des Königs.

Der Dichter Gleim, den schon seine Kriegslieder berühmt gemacht haben würden, hatte im Anfange des Decembers 1785 eine Unterredung mit Friedrich, die den trefflichen Mann mit der größten Freude erfüllte. In dieser frohen Stimmung ging Gleim zu dem Herzoge Friedrich von Braunschweig und äußerte in seiner Heiterkeit: »Der König trug zwar einen alten abgenutzten Hut, aber dieser würde für den preußischen Grenadier das ehrenvollste Andenken sein!« — »Den Hut verschaffe ich Ihnen,« antwortete der Herzog.

Noch im August des Jahres 1786 erhielt der treffliche Gleim den Hut, begleitet von folgendem Schreiben:

Mein liebster Kanonikus Gleim.

Hier ist der versprochene Hut, den der verstorbene König noch am Morgen vor seinem Ende auf seinem Haupte getragen hat. Damit man an der Wahrheit nicht zweifle, habe ich es auf eine Karte in den Hut geschrieben, und mit meinem Siegel besiegelt. Haben wir, hat Europa einen großen Mann an ihm verloren, so hat uns der wohlthätige Schöpfer wieder mit einem königlichen, großen, weisen und menschlichen Souverain beschenkt. Gott gebe ihm seinen Segen! Bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige stets bin

Friedrich August,
Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg.

Berlin,
den 25. Aug. 1786.

Erklärung der Bilder

im

zweiten Hefte.

---

4. Einbringung der bei Zorndorf zu Gefangenen gemachten Russen in Berlin.

5. Friedrich in Gefahr, von den Kosacken gefangen genommen zu werden.

6. Die Beschwerde führenden Grenadiere werden zum Zimmer hinaus commandirt.

Erklärung der Bilder
im
zweiten Hefte.

4. Einbringung der bei Zorndorf zu Gefangenen gemachten Russen in Berlin.

5. Friedrich in Gefahr, von den Kosacken gefangen genommen zu werden.

6. Die Beschwerde führenden Grenadiere werden zum Zimmer hinaus commandirt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer, Franz

Anekdoten von Friedrich dem Großen aus authentischen Quellen gesammelt

Bd.: 2

Quedlinburg [u.a.] (1839)

Bibl.Mont. 3297-1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10946562-0